Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen.

Von einem deutschen Officiere a. D.

Si vis pacem, para bellum.

Leipzig,
Friedr. Ludw. Herbig.

1853.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite 1 Zeile 4 von oben lies „Sichersten" statt schwersten.
„ 2 „ 5 v. o. l. „vor 1793" st. von.
„ 8 „ 14 v. o. l. „Gewissen" st. Genüssen
„ 10 „ 14 v. o. ist das Wort „wenn" wegzulassen.
„ 13 „ 1 ist zu lesen „und nur dem Convent gehorcht".
„ 14 „ 2 v. o. l. „diesen" statt diesem.
„ 19 „ 2 v. u. l. „wachte" statt machte.
„ 19 „ 2 v. u. fällt das Wort „aufmerksam" weg.
„ 21 „ 13 v. o. fällt das Wort „müssen" weg.
„ 23 „ 4 v. o. l. „Finanzwirthschaft".
„ 23 „ 9 v. u. l. „schrankenlosen" st. schwankenlosen.
„ 26 „ 9 v. u. l. „nach wie vor von derselben".
„ 26 „ 5 v. u. l. „daher auch jetzt nicht das Mindeste".
„ 32 „ 6 v. o. l. „er" statt der.
„ 36 „ 1 v. u. l. „als daß".
„ 49 „ 6 v. u. l. „für" st. und.
„ 51 „ 5 v. o. l. „diese ist" st. das ist.
„ 53 „ 2 v. o. l. „nun" st. nur.
„ 54 „ 3 v. u. l. „Ursprung" st. Umschwung.
„ 54 „ 1 v. u. ist hinter finden ein Punkt zu setzen und das Wort „und" wegzulassen.
„ 102 „ 3 v. o. l. „letzterer" st. ihr.
„ 105 „ 12 v. o. l. „und" st. um.
„ 111 „ 14 v. o. l. „denn Alles ist".
„ 111 „ 8 v. u. l. „solchen" st. denselben.
„ 115 „ 1 v. u. fällt das Wort „badischen" weg.
„ 116 „ 8 v. o. l. „Kreuzen" st. Namen.
„ 116 „ 10 v. o. l. „viele" st. große.
„ 119 „ 4 v. o. l. „Verdruß" st. Verlust.
„ 123 „ 9 v. o. ist das ; wegzulassen und zu lesen „und dessen".
„ 125 „ 10 v. u. l. „den man von der".
„ 127 „ 5 v. u. l. „reußischen" st. russischen.

Diese, so wie einige Interpunctionsfehler, die durch die Nachlässigkeit des Correctors entstanden sind, wolle der geehrte Leser gefälligst verbessern und entschuldigen.

Vorwort.

„Vive l'empereur!" ruft das französische Heer jetzt auf's Neue in lautem Jubel, denn einen Kaiser hat es sich und dem Lande gegeben, einen Napoleon an seine Spitze gestellt. Nur weil er diesen Namen, unvergeßlich eingetragen in ihren Annalen, führt, erhob die Armee durch ihre Bayonnette den jetzigen Herrscher Frankreichs auf seine schwindelnde Höhe. Die Zeiten, wo die Adler ihrer Regimenter in Moskau wie Madrid, Berlin wie Wien glänzten, sind mit vermehrter Kraft jetzt wieder in den Erinnerungen der Soldaten erwacht, die Leiden derselben haben sie leicht vergessen, ihren Ruhm aber treu aufbewahrt. Denselben auf's Neue wo möglich wieder hervorzuzaubern, ist der Wunsch dieser in den glänzenden militairischen Erinnerungen des Kaiserreichs aufgewachsenen Krieger, und fügen, unbedingt fügen muß sich solchem Begehr ihr jetziger Herrscher, sobald sie nur ernsthaft ihn auszusprechen beginnen. Wie die Soldaten allein Louis Napoleon erhoben, denn die übrige Abstimmung des Landes halten wir für nicht viel mehr, als eine leere Spielerei, nur dazu bestimmt eine kindische Eitelkeit zu vergnügen, so leicht können sie ihn auch wieder stürzen, sobald er sich ihren Willensmeinungen nicht mehr fügsam zeigt.

Hat man diesen Zuständen unseres unruhigen Nachbarlandes, mit dem wir Jahrhunderte durch die blutigsten Kriege geführt, aber schon in Deutschland die große und allgemeine Aufmerksamkeit geschenkt, die sie in so hohem Grade verdienen?! Nur zu bald kann die Zeit kommen, wo auch bei uns des Krieges eherne Würfel wieder rollen, auch unsere Heerestheile zu den Waffen greifen müssen.

Solch Gedanke aber, den Niemand wird für vermessen halten können, hat uns jetzt zur Veröffentlichung dieser kleinen Schrift bewogen.

Was wir in derselben aussprechen, ist die Frucht mehrjähriger persönlicher Anschauung und nicht blos theoretischer Grübelei. Seit Jahren haben wir wiederholt die Zustände der französischen Armee, nicht allein in ihren Casernen und Lagern in Frankreich, sondern auch in ihren Bivouaks in Algerien näher zu beobachten so viele Gelegenheit gehabt, daß wir dieselben ziemlich richtig beurtheilen zu können glauben. Die Verhältnisse fast aller deutschen Heerestheile kennen wir aber ebenfalls genau. Wir sahen dieselben nicht allein in ihren friedlichen Garnisonen, sondern hatten auch Gelegenheit, ein unbefangener Augenzeuge der Kämpfe von 1848, 1849 und 1850 in Schleswig-Holstein und zum Theil 1849 in Baden beim Peucker'schen Corps zu sein, und Vieles in diesen Jahren auf's Neue zu lernen.

Sollten unsere Worte jetzt nicht nutzlos verhallen, so würden wir eine große Freude darüber empfinden. Wir lieben unser großes, schönes Vaterland aufrichtig und wünschen dringend, daß es mächtig und geachtet, auch nach Außen hin, dastehen und nicht zum Spielball der Laune jedes übermüthigen Feindes, komme dieser nun von Osten oder Westen, dienen möge. Um diese Selbstständigkett zu wahren, halten wir aber ein starkes, wohlausgerüstetes und besonders auch e i n i g e s deutsches Heer in jetziger Zeit für dringend nothwendig. Dies mit befördern zu helfen, denn Jeder muß dazu nach seinen Kräften oder seiner Stellung mit beitragen, ist der Hauptzweck vorliegender Arbeit.

Der Verfasser.

Die französische Armee.

Wir glauben unsere Arbeit am besten mit einem kurzen Rückblick auf die letzte Geschichte der französischen Armee zu beginnen. Der jetzige Zustand derselben dürfte mit am ~~schwersten~~, gerade aus ihrer jüngsten Vergangenheit, beurtheilt werden können.

Die Geschichte des Heeres Frankreichs, wie es in der Gegenwart als Herrscher des Landes dasteht, beginnt zugleich mit der von Napoleon Bonaparte. Er schuf ein neues Heer und gab demselben auch eine neue Geschichte, welche die frühere fast ganz vergessen machte. Was vor dem Jahre 1793 liegt, davon wissen die wenigsten französischen Soldaten nur das Mindeste, ja selbst manche Officiere haben nur eine ziemlich unklare Vorstellung davon; die siegreichen Schlachten der Republik und des Kaiserreiches, weiß aber jeder Corporal auf der Wachtstube oder im Bivouak den Rekruten, oft freilich in etwas zu glänzenden und nicht ganz getreuen Farben, zu schildern. Höchstens von einem ritterlichen Henri IV. mit weißem Helmbusche, auch hier und da von einem Louis XIV., der viel Macht besessen, hat die Mehrzahl des Heeres oft

sehr mystische Vorstellungen, die fast eben so sehr schon dem Gebiete der Sage wie der Geschichte angehören. Der einzig bedeutende Schlachtname, der den französischen Soldaten und besonders auch den bei ihnen so sehr einflußreichen Unterofficieren aus der Zeit von 1793 erinnerlich bleibt, ist der von Roßbach. Mit diesem ihnen unangenehmen Namen, welcher der französischen Nationaleitelkeit eine so schmerzliche, noch nicht verharrschte Wunde schlug, verbinden sie aber unwillkürlich zugleich den der Bourbons. Viel mehr, als man in Deutschland glaubt, trägt gerade dies Roßbach noch dazu bei, den Namen der Bourbons im jetzigen französischen Heere so ungemein unpopulair zu machen und den Soldaten eine so große Abneigung einzuflößen, sich je wieder unter die Herrschaft derselben zu fügen. Wir haben uns selbst hierüber gewundert, es aber oft gefunden, daß, wenn man mit den französischen Soldaten über die Bourbons und ihre rechtmäßigen Ansprüche auf den Thron sprach, diese dann antworten, sie wüßten nichts weiter von denselben und hätten nur gehört, daß, als der schimpfliche Tag von Roßbach gewesen sei, gerade ein Vorfahr von dem Grafen von Chambord als König in Frankreich geherrscht habe. Die unbegrenzteste Nationaleitelkeit ist ein so sehr hervorstechender Zug im französischen Nationalcharakter, die besonders auch bei den Soldaten so ungemein hervortritt, daß ihre gänzliche Demüthigung, wie bei Roßbach, auch jetzt noch nach so langen Jahren nicht verschmerzt werden kann. Diese Nationaleitelkeit

aber macht wiederum das Andenken des Kaisers Napoleon noch jetzt so ungemein gefeiert im Heere, daß alles Andere dagegen im tiefsten Schatten zurücktreten muß. Hat derselbe auch in den ungerechtesten Kriegen noch so viel Blut vergossen und Hunderttausende seiner Soldaten hingeopfert, eine glänzende Geschichte gab er unläugbar dem Heere, welche dem kriegerischen Stolze desselben auf nicht geringe Weise zu schmeicheln vermag.

Ein so mit militairischen Erinnerungen an Napoleon, fast möchten wir sagen aufgesäugtes Heer, empfing im Jahre 1815 die Bourbons, wie fremde Waffen dieselben wieder auf den Thron ihrer Väter eingesetzt hatten. Nicht gar groß waren die Sympathien, mit denen die Regimenter diese neuen Herrscher aufnahmen, wenn auch die stets sich zeigende Veränderungslust der Franzosen und das endliche Bedürfniß der Ruhe nach 25jährigen ununterbrochenen Kriegsstürmen in fast allen Welttheilen den Abgang des Kaisers Napoleon für den Augenblick bei vielen Truppen leichter verschmerzen ließ, als man sonst wohl hätte glauben können. Wurden die Bourbons aber von dem französischen Heere nicht allzugern empfangen, so thaten sie noch weniger, sich die Anhänglichkeit desselben mit der Zeit mehr zu erwerben. Sie verletzten im Gegentheil auf die unbedachteste Weise von Jahr zu Jahr mehr den Stolz desselben, kränkten es in seinen letzten kriegerischen Erinnerungen, schmälerten seinen Waffenruhm, der den Soldaten jeder Nation stets mit das höchste

Gut auf Erden sein muß. Alte verdiente Officiere und Soldaten des Kaiserreichs, die, wenn auch in vielleicht ungerechten Kriegen, sich doch unläugbar militairische Ehre erworben hatten, wurden allmählich immer häufiger entlassen und mußten oft in Elend und Dürftigkeit verkümmern. Ihre Stellen wurden vielfach mit jungen, gänzlich unbrauchbaren Leuten wieder besetzt, die nur der Zahl ihrer Ahnen oder dem Einfluß irgend eines allmächtigen Beichtvaters, einer einflußreichen Dame, nicht aber dem eigenen Verdienst diese raschen Erhöhungen verdankten. Was an militairischer Tüchtigkeit ihnen abging, wollten sie durch harte Behandlung ihrer Untergebenen oft wieder zu ersetzen suchen, und einen Zustand im Heere wieder einführen, wie er vor der Revolution in demselben geherrscht hatte. Dies war aber eine Unmöglichkeit; nach den Erfolgen der Kaiserzeit vermochte keine Macht auf Erden die französischen Truppen jemals wieder in Verhältnisse zurückzubringen, wie sie früher bei denselben bestanden. So vergrößerte sich allmählich mit jedem Jahre der Herrschaft der Bourbons immer mehr die Abneigung der Soldaten und besonders auch Unterofficiere gegen dieselben, und damit verbunden auch gegen viele ihnen vorgesetzte Officiere der nichtnapoleonischen Zeit. Zu keiner Periode sind so viele Insubordinationsfälle im französischen Heere vorgekommen, wie gerade in den letzten Jahren unter Charles X., nie haben der Strenge der Militairgesetze so zahlreiche blutige Opfer fallen müssen. Solche verblendete

Mißachtung des Heeres, dessen letzte militairische Vergangenheit man nicht begreifen wollte oder konnte, entschied aber wesentlich den Sturz dieser älteren Linie der Bourbons mit. Niemals hätte der Juli-Aufstand in Paris gesiegt, trotz des großen angebornen militairischen Instincts des französischen Volkes, der jeden ernsthaften Aufstand desselben stets viel gefährlicher machen wird, als er jemals in einem andern Lande sein kann, wenn nicht Hunderte, ja selbst Tausende ehemaliger napoleonischer Officiere und Soldaten an die Spitze der Unzufriedenen getreten wären. Diese gute militairische Führung gab denselben aber eine entschieden große Kraft, nützte ihnen mehr, als die dreifache Zahl anderer undisciplinirter Streiter gethan hätte. Auch der Eifer der gegen die Aufständischen in Paris kämpfenden Regimenter, ward durch solche Gegner, die ihnen gegenüberstanden, nicht wenig geschwächt. Ungern schossen die Soldaten auf diese alten napoleonischen Krieger, kämpften nur gezwungen gegen Feinde, von denen so viele das rothe Band der kaiserlichen Ehrenlegion, den Gegenstand der höchsten Verehrung für den französischen Militair, auf ihrer Brust trugen. Hätten diese Führer dem Pariser Volk im Juli 1830 gefehlt und die Armee eine freudigere Hingebung für den ihr gleichgiltigen, ja selbst verhaßten Charles X. bewiesen, von den Kanonen des Marschalls Marmont wäre unschwer der Sieg errungen worden.

Der neue König Louis Philipp war klug genug, im Anfang seiner Regierung dem militairischen Stolze des Heeres

volle Genugthuung zu geben und so dasselbe fest an sich zu ketten. Viele der in der Restaurationsperiode neu angestellten Officiere traten entweder freiwillig aus, da ihr Legitimitätsprincip sich der neuen Herrschaft nicht fügen wollte, oder erhielten auch selbst gegen ihren Wunsch den Abschied. Dies gab viele neue offene Stellen, wozu auch noch kam, daß das Heer in baldiger Erwartung des kommenden Krieges ansehnlich vermehrt ward. Theils traten nun noch rüstige, früher verabschiedete napoleonische Officiere und Unterofficiere in diese vielen Lücken wieder ein, theils rückten jüngere Subalternofficiere oder auch Unterofficiere in rascher Beförderung dadurch vor. Ersteres schmeichelte dem nie erloschenen, auf's Neue wieder jetzt verstärkt auflodernden napoleonischen Geiste der Truppen. Letzteres befriedigte ihren Wunsch nach Beförderung auf eine Weise, die sie unter der friedlichen bourbonischen Herrschaft kaum mehr gehofft hatten. Es war den Soldaten erfreulich, jetzt wieder Hauptleute oder Obersten zu haben, die ihnen sagen konnten, „als wir bei Austerlitz oder Wagram dies oder jenes thaten," sie hörten auf's Neue gern von ihren alten Sergeanten und Corporalen auf den Wachtstuben die oft freilich sehr romantisch ausgeschmückten Erzählungen jener weiten Kriegsfahrten, welche diese unter des Kaisers Fahnen fast in allen Ländern Europas gemacht hatten, erzählen. Unter der Herrschaft der Bourbons aber hatte von allen diesen kriegerischen Ereignissen seit 1793 nicht allzu viel gesprochen werden dürfen, denn man sah es

höheren Ortes nicht gern, wenn eine häufige Erwähnung derselben geschah. Ist uns doch aus sicherer Quelle verbürgt worden, daß ein Oberst eines Cavallerieregiments, der zu den ausgewanderten und 1815 wieder zurückgekehrten Emigranten gehörte, es durch einen eigenen Tagesbefehl den alten Unterofficieren verboten hatte, „auf der Wache oder bei ähnlicher Gelegenheit den Soldaten von ihren kriegerischen Abenteuern aus der Zeit des Kaiserreiches nur etwas zu erzählen, da die Erinnerung an diese, in der das Regiment einem unrechtmäßigen Herrscher leider gehorcht habe, möglichst bald ganz verwischt werden müsse.“

Was die französischen Truppen dem neuen König Louis Philipp im Anfang seiner Regierungszeit auch noch besonders verpflichtete, war die erneute Gelegenheit, die ihnen jetzt geboten ward, im Felde sich hervorzuthun. Die Belagerung von Antwerpen verschaffte denselben in Europa kriegerische Thätigkeit, und mehr noch thaten dies die so blutigen und langdauernden Kämpfe in Algerien. Alles, was an feurigen Geistern in den Regimentern lebte, suchte nach Algerien zu kommen, wo die fortgesetzten, zwar sehr beschwerlichen und den Truppen verderblichen, aber dabei der romantischen Phantasie ein reiches Feld gewährenden Feldzüge mit den wilden Söhnen der Wüste oder des Atlasgebirges zu vielfache Gelegenheiten boten, sich militairischen Ruhm zu erwerben. Dazu kam noch, daß die Söhne des neuen Königs, besonders der ritterliche Herzog von Orleans und später auch der Herzog

von Aumale und der Prinz Joinville sich als wahre Ebenbilder der französischen Soldaten zeigten, und sich so die ungetheilte Zuneigung der Truppen zu erringen wußten. Diese große und ziemlich allgemeine Hingebung des Heeres für den neuen Gebieter begann aber, nach einigen Jahren seiner Regierung, allmählich immer mehr und mehr wieder zu verschwinden. Die vergiftenden Folgen des Corruptionssystems, was gerade von Louis Philipp auf so unverantwortliche Weise in Frankreich verbreitet ward, fanden bald auch, wie dies nicht anders sein konnte, unter den Truppen ihren Eingang. Dies von Jahr zu Jahr zunehmende Haschen der vornehmeren Stände nach Geld und hohen Stellen, um solche dann möglichst wieder auszubeuten, diese feile Verkäuflichkeit von Ehre und Genüssen und Allem, was dem Menschen nur heilig sein kann, die sich wie ein fressender Krebsschaden in alle Verhältnisse immer tiefer einfraß, verschonte auch das Heer mit seiner verpestenden Wirkung nicht mehr. Viele Officiere wurden politische Intriguanten und suchten auf jegliche Weise hohe Connexionen und einflußreiche Protectionen, um durch deren Hilfe ein rascheres Avancement zu machen und ihren minder begünstigten Kameraden so vorgezogen zu werden. Und dies Haschen nach höheren Stellen geschah nicht etwa immer aus militairischem Ehrgeiz, denn dann hätte man es doch einigermaßen wenigstens entschuldigen können, sondern häufig nur, weil der bessere Gehalt derselben reichlichere Mittel zum üppigeren, raffinirteren Lebensgenuß bieten sollte.

Immer mehr fing in Frankreich das Geld Alles, das wahre Verdienst, welches es auch sein mochte, fast nichts mehr zu gelten an, und in jeglicher Beziehung mußte der Zustand des Heeres darunter leiden. Der elendeste Schreiber eines betrügerischen Notars oder habgierigen Banquiers, dem sein Herr einen Theil der schändlich erworbenen Beute zuwarf, konnte — weil er Geld besaß, in der Gesellschaft eine weit höhere Stellung einnehmen, größeren Einfluß in jeglicher Weise ausüben, als der bravste Subalternofficier, der auf seinen spärlichen Gehalt allein angewiesen war. Daß der größere und bessere Theil des Heeres, besonders der Subalternofficiere und Unterofficiere, mit gerechtem Unwillen solch unnatürliche Zustände sich immer weiter verbreiten sah, und dies Gefühl immer mehr und mehr auf den König, der nicht ohne Grund als einer der Hauptbeförderer desselben mit angesehen ward, übertrug, war natürlich. Besonders der Tod des Herzogs von Orleans, der noch mit ein Hauptschild gegen dies Corruptionssystem im Heere war, kann hierin mit als ein Wendepunkt angesehen werden, und von da an begann die Hingebung, ja selbst bald Achtung der Truppen vor dem Könige immer rascher zu schwinden. Dazu kam, daß gerade in den letzten 8—10 Jahren der Regierung Louis Philipp's ein verhältnißmäßig sehr starker Abgang höherer Officiere im Heere stattfand, was gerade nicht vortheilhaft auf den moralischen Halt vieler Corps einwirkte. Es waren dies größtentheils alte Officiere des Kaiserreiches, die jetzt in rascher

Progression starben, oder wegen gänzlicher Invalidität pensionirt werden mußten. In diesen Männern, die sich ihren Officiersgrad größtentheils auf dem blutigen Schlachtfelde erworben hatten, war doch noch vielfach ein reges militairisches Ehrgefühl, was sie vor zu großen Corruptionen schützte, und den Regimentern, denen sie angehörten, eine kräftige Stütze verlieh. Ihre Stellen wurden aber nur zu häufig mit jungen Leuten besetzt, die ihre rasche bevorzugte Beförderung oft mehr ihren geschickten Intriguen oder einflußreichen Verbindungen, als gerade militairischen Vorzügen zu verdanken hatten. Ein einflußreicher Deputirter, der gefällig genug war, seine Stimme gerade dem jedesmaligen Ministerium zu verkaufen, konnte die raschere Beförderung von manchen Vettern dadurch bewirken, wenn ein Banquier, der gute Diners gab, dazu vielleicht eine hübsche, galante Frau hatte, oder gefällig genug war, hier und da einige hundert Louisd'or zu verspielen oder zu verleihen, ohne es mit ihrer Wiederforderung allzu genau zu nehmen, besaß oft weit größeren militairischen Einfluß, als ein Divisionsgeneral. Ist uns doch der Fall verbürgt worden, daß in den letzten Jahren des Julireiches ein ganzes Regiment nur deshalb wieder nach Paris zurückverlegt wurde, weil ein junger, gewandter Capitain desselben eine zärtliche Intrigue mit einer eben so hübschen, wie einflußreichen Dame der Chaussé d'Antin hatte und diese ihren feurigen Liebhaber nicht gern entbehren wollte.

Begünstigt ward diese raschere bevorzugte Beförderung

solcher Schützlinge aber sehr durch die in der französischen Armee herrschende Einrichtung, daß bei der Ernennung zum Stabsofficier nicht mehr nur die Anciennetät berücksichtigt wird, sondern dieselbe frei, ohne solche durch alle Regimenter derselben Waffengattung geht. So sehr viel Gutes diese Bestimmung auch sonst in vielfacher Weise hat, denn es ist allein dadurch die Möglichkeit gegeben, junge, fähige und noch thatkräftige Stabsofficiere zu bekommen, so wird doch auch wieder bei einer Gewissenlosigkeit von Oben herab dem Protectionsunwesen der leichteste Eingang verschafft. Wurden nun zwar durch die vielfachen derartigen Unrechtlichkeiten, deren Zahl in den letzten Jahren von Louis Philipp in rascher Progression sich mehrte, auch manche einzelne Officiere sehr begünstigt, so litt doch im Allgemeinen das ganze Corps derselben zu sehr darunter, als daß nicht immer mehr und mehr eine Verstimmung, ja selbst Erbitterung gegen den König, der als Hauptbeförderer desselben betrachtet wurde, eintreten sollte. Alle die vielen Subalternofficiere, denen durch solche Bevorzugung von Schützlingen das Avancement immer mehr verkümmert ward, und die bei ihrem geringen Gehalt in dem nach Geld haschenden Frankreich ein trauriges, besonders auch von allen geselligen Annehmlichkeiten entblößtes Leben führen mußten, gehörten immer mehr zu den Unzufriedenen. Auch unter dem Corps der Unterofficiere, was in der französischen Armee eine sehr wichtige Stelle einnimmt, ward die Mißstimmung von Jahr zu Jahr schroffer. Die

vielen alten Graubärte des Kaiserreiches unter denselben waren rasch weggestorben oder pensionirt, und junge, oft nicht ungebildete Leute an deren Stelle getreten. Diese fühlten sich unbehaglich in ihrer niederen Stellung und waren unzufrieden, daß der Bediente irgend eines Banquiers, der den Hochmuth seines Herrn nachzuäffen sich bestrebte, verächtlich den bravsten Unterofficier mit seinen wenigen Sous, als weit unter sich stehend, über die Achsel ansah. Auch erregte es den Unmuth dieser Unterofficiere, daß ihre Beförderung zum Officier ihnen immer mehr erschwert ward, um desto leichter ganz junge Leute aus bevorzugten Familien, die aus den höheren Schulen kamen, mit den Officiersepauletten schmücken zu können.

Trotz aller dieser Mißstimmung des Heeres gegen Louis Philipp wäre dasselbe aber im Februar 1848 doch auf eine sehr energische Weise für denselben in den Kampf gegangen, wenn der König nicht selbst, in fast unbegreiflicher Verblendung, seine Sache so voreilig verloren gegeben hätte. Wir waren wenige Tage nach der Flucht desselben nach England, im Südosten Frankreichs Augenzeuge von der gerechten Empörung der Soldaten über diese feige Aufgabe des Kampfes in Paris. Ein festgeordnetes Heer, wie es das französische immer geblieben ist, wird stets sehr schwer sich einer republikanischen Regierungsform unterwerfen, wenn nicht besondere Verhältnisse hierauf einwirken. Das französische Heer in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts

hätte nicht so rasch den König verlassen, nur dem Convent gehorcht, wenn nicht durch den Einmarsch des Herzogs von Braunschweig in Frankreich und seine mehr als unbesonnene bekannte Proclamation der Nationalstolz desselben auf das Empfindlichste verletzt, und es so förmlich darauf hingetrieben worden wäre, mit den Feinden des Königthums gemeinsame Sache gegen dessen schädliche Vertheidiger zu machen. So waren auch im Februar 1848 die große Mehrzahl der französischen Officiere, Unterofficiere und Soldaten nichts weniger als zufrieden, jetzt unter die Befehle der provisorischen Regierung in Paris gestellt zu werden. Ein entschlossener General, der nur einen etwas bekannten Namen in der Armee besaß, hätte sich blos an die Spitze von 3—4 Bataillonen zu stellen gebraucht, um der neuen Gewalt den Gehorsam zu verweigern, und gleich einer Lawine wäre seine Schaar gewachsen. Die provisorische Regierung hätte aber keine Macht gehabt, die sie einem solchen Truppencorps, was für das Königthum kämpfte, entgegenstellen konnte, und der Thron wäre so, wenn vielleicht auch nicht für Louis Philipp selbst, so doch entschieden für den Grafen von Paris zu retten gewesen. Auch der Herzog von Aumale an der Spitze der ihm sehr ergebenen algierischen Armee, und der Prinz von Joinville an der der Flotte, hatten das Schicksal des Landes noch in ihren Händen. So wie solche nur sich gegen die provisorische Regierung in Paris erklärten, und für die Thronfolge des Grafen von Paris den Kampf begannen, war ihnen der Sieg gewiß.

Kein französisches Regiment hätte gegen ein Corps, das von diesem Prinzen befehligt ward, die Waffen ergriffen, und der weit größte Theil des Heeres wäre entschieden sogleich ihren Fahnen gefolgt. Mit den „Gamins de Paris," so muthvolle und wohlgeübte Barricadenkämpfer dieselben auch sind, hätte man unmöglich aber ein Heer im freien Felde besiegen können, zumal fast kein einziger irgendwie bedeutender Führer von militairischem Ruf und Namen an ihre Spitze getreten wäre. Nur einige Wochen Paris umzingelt und die Zufuhr demselben abgeschnitten, und in sich selbst erstickt wäre der Aufruhr, ohnmächtig zusammengestürzt die ganze provisorische Regierung, die ihr Dasein nur der Ueberraschung, nicht aber dem wirklichen kräftigen Willen der imposanten Mehrheit des französischen Volkes verdankte.

Es geschah von diesem Allem aber in uns noch unbegreiflicher Weise nicht das Mindeste. Kein Einziger der sonst so kriegsmuthigen Söhne des greisen Königs, keiner seiner vielen Generäle, die er mit Schätzen so reich bedacht hatte, stellte sich an die Spitze des Heeres, um wenigstens den Kampf doch zu wagen. So mußte die Armee denn wohl, sie mochte wollen oder nicht, eine republikanische werden, und sich den Befehlen der provisorischen Regierung fügen, da keine andere Persönlichkeit zu finden war, die ihr solche ertheilen wollte oder konnte. — Sollte das Heer Frankreichs sich aber mit dem Gedanken, ein republikanisches zu sein und einer aus Advocaten und Literaten zusammengesetzten Regierung

zu gehorchen, befreunden, so mußte diese ganz anders mit demselben verfahren, wie sie es that. Es wäre am Ende bei richtigem Verfahren nicht so sehr schwer gewesen, die Sympathien des größten Theiles des Heeres in baldigster Frist zu gewinnen, denn wie wir vorhin zeigten, waren die Bande, welche dasselbe mit an das gestürzte Königthum fesselten, im Ganzen nur schwach; das leichteste Mittel, welches der provisorischen Regierung zu Gebote stand, um die französische Armee für die Republik zu gewinnen, war der Beginn eines Krieges mit dem Auslande. Man hoffte in den Regimentern in den Monaten März und April 1848 allgemein, daß dieser Krieg beginnen würde, und war daher auch besonders unter den Unterofficieren, jüngeren Officieren und einem großen Theil der Soldaten bald nicht so sehr ungünstig mehr für die neue Staatsform gestimmt. Der Ausbruch der Revolution in Italien gab dieser Kriegshoffnung bald neue Nahrung. Den Italienern, die der Franzose stets als halbe Landsleute betrachtet, gegen die Oesterreicher zur Hilfe zu kommen, war damals der dringende Wunsch des größten Theiles des Heeres, und jubelnd würde der Befehl zum Einmarsch in Italien in allen Corps aufgenommen worden sein. In diesem Lande hatte die französische Armee sich ihre ersten Lorbeeren erkämpft und die Namen Lodi, Montenotte, Arcole, Marengo schwebten in der ersten Zeit der Republik von 1848 beständig in dem Munde der Soldaten. Ganz Italien, dies schöne, reiche Land zu erobern, und dann unter irgend

einem Namen für immer mit Frankreich zu vereinigen, war auch schon ein lockender Preis des Sieges, konnte wohl die Begierden des Heeres anspornen. Die provisorische Regierung erfüllte diese Kriegshoffnungen eines großen Theiles des Heeres aber nicht, und machte daher bald sich dasselbe wieder zum früheren Gegner. Aber auch auf andere Weise verstand dieselbe nicht, sich die Sympathien vieler Soldaten zu erwerben. Unter diesen befindet sich stets ein sehr großer Theil, der im Ganzen nur ungern dient und mit Unzufriedenheit die lange Zeit von sechs Jahren, die der französische Soldat bei der Fahne bleiben muß, erträgt. Diese mehr friedliebenden Soldaten hofften jetzt, wo Frankreich eine Republik war und die prahlerischen Worte „liberté, égalité, fraternité" selbst auf jedem Cloakenhause eines Casernenhofes angepinselt waren, würde eine größere Gleichheit doch auch einigermaßen im Heere eintreten. Herabsetzung der langen Dienstzeit von sechs Jahren auf drei Jahre, allgemeine Wehrpflicht und Aufhebung des Institutes der Stellvertretung, wodurch jetzt Jeder, der nur einigermaßen wohlhabend ist, sich vom Militairdienst loskauft, dann auch eine kleine Verbesserung des Soldes, waren die Wünsche dieses Theiles der Soldaten. Zu ihrer Erfüllung geschah aber auch nicht das Allermindeste, und die ganzen Einrichtungen, die für den armen Conscribirten, den die gezogene Nummer zur Fahne ruft, oft etwas sehr Drückendes haben, blieben nach wie vor auch im Jahre 1848 unverändert bestehen. Somit wurde aber auch dieser

friedliebende, mehr bürgerlich gesinnte Theil des Heeres bald zum Gegner der provisorischen Regierung umgeschaffen. Wir haben in den Jahren 1848—1851 wiederholt Gelegenheit gehabt, uns mit vielen französischen Soldaten grade über diese Einrichtungen zu unterhalten. Fast stets waren dieselben in hohem Grade unwillig darüber, erkundigten sich mit großem Eifer danach, wie es in dieser Beziehung in Preußen sei, und lobten ungemein das System der allgemeinen Wehrpflicht und kurzen Dienstzeit, wenn wir ihnen solches auseinandergesetzt hatten. Der Wunsch, daß es auch so in Frankreich sein möge, und ein oft sehr herber Tadel gegen die Regierung in Paris, die Nichts für die Soldaten thun möge, schloß fast stets eine derartige Unterredung.

War aber weder von der provisorischen Regierung den kriegerischesten Gelüsten des Heeres nach Außen, noch den Wünschen vieler Soldaten für die eben angeführten Reformen im Heere selbst die mindeste Berücksichtigung geschenkt worden, so hatte sich dagegen der Dienst der Truppen im Inneren ungemein seit der Februarrevolution verschlechtert. Den fortwährenden Neckereien eines übermüthig gewordenen Pöbels waren dieselben stets preisgegeben; sehr häufig mußten die einzelnen Posten und Patrouillen sich verhöhnen lassen, ohne kräftig dagegen die Waffen gebrauchen zu dürfen; unzählige Consignationen der Regimenter in den Casernen, die oft Tage, ja selbst Wochen lang dauerten, um etwaige größere Aufstände möglichst zu verhindern, fanden in allen bedeutenden

Garnisonsorten statt. Kam es dabei aber zu Streitigkeiten, so durften die Soldaten fast nie mit dem gehörigen Nachdruck gegen ihre Feinde verfahren und mußten oft, statt die leichte Bahn des Sieges weiter zu verfolgen und den Pöbel für seine Frechheit zu züchtigen, sich plötzlich auf Befehl irgend eines Civilcommissairs von zusammengelaufenem Gesindel als Besiegte behandeln lassen. Auf jegliche Weise ward von der „rothen Partei“ der militairischen Ehre der Truppen gespottet und diese wie ein Phantom, was in Wirklichkeit kaum mehr vorhanden wäre, betrachtet. Haben wir selbst doch in Deutschland in den Frühlingsmonaten des Jahres 1848 die traurige Erfahrung gemacht, wie ein Zitz und Consorten, sogar auf der Tribune der Nationalversammlung, die Militairehre zu verspotten wagten, wie der aufgehetzte Pöbel in fast allen unseren größeren deutschen Städten, die Soldaten ohne Strafe dafür unabläßig verhöhnen durfte. Im wo möglich noch vermehrten Grade geschah dies Alles aber auch in Frankreich. Daß die Erbitterung des Heeres dadurch von Woche zu Woche wuchs und dasselbe sehnlichst die Gelegenheit herbeiwünschte, solcher durch einen kräftigen Schlag gegen die verhaßte „rothe Partei“ einmal Luft machen zu können, war natürlich. Der Juniaufstand in Paris verschaffte zuerst diese Gelegenheit. Mit welcher Begierde die Soldaten dieselbe ergriffen, wie wüthend sie gegen die verhaßten Rothen fochten, welche Ströme schuldiges und, wie

leider immer bei solcher Gelegenheit, auch unschuldiges Blut dabei vergossen wurden, ist bekannt.

Wie es bei energischer Leitung stets der Fall sein wird, blieben die Truppen in dem verzweifelten Kampfe Sieger, vollständige Sieger, wenn sie auch freilich nicht geringe Opfer für den Siegespreis hatten bringen müssen. In den Händen ihres Oberanführers lag damals allein das Schicksal Frankreichs; General Cavaignac hätte mit fast unumschränkter Macht in dem ganzen weiten Lande herrschen können und kein ebenbürtiger Feind wäre gegen ihn zu befürchten gewesen. Einen Namen von dem besten Klang, auf den auch selbst die giftigste Verläumdung nicht den leisesten Schatten werfen konnte, hatte derselbe aus Algerien, wo er in der letzten Zeit Generalgouverneur gewesen war, nach dem Mutterlande wieder mit herübergebracht; von unbeugsamer Strenge im Dienste, die selbst bis zur Härte und Schonungslosigkeit ging, dabei unermüdet, pflichteifrig, ungemein Viel von seinen Untergebenen fordernd, aber auch selbst Gleiches leistend, war er dabei doch bei den Truppen, die unter seinen Befehlen einmal gestanden hatten, in hohem Grade geachtet und verehrt. Besonders die gemeinen Soldaten und Unterofficiere hatten ihr ganzes Vertrauen auf den General Cavaignac gesetzt, denn mit unermüdlicher Sorgfalt schützte er sie vor Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen jeder Art und machte mit eiserner Strenge darauf ~~aufmerksam~~, daß der Soldat, der seine Pflicht gethan, nun auch nicht im Minde-

sten von unredlichen und gewinnsüchtigen Lieferanten und Commissairen betrogen werden dürfe. Namentlich in Algerien soll aber solch Unwesen in schlechten Lieferungen und ähnlichen Unredlichkeiten zum Nachtheil der Truppen früher ganz arg gewesen sein und selbst manche höhere Oberofficiere, welche dies Land nur als eine Gelegenheit angesehen hatten, möglichst bald recht viel Geld in demselben zu erwerben, um solches dann im üppigen, vergnügungssüchtigen Leben in Paris wieder vergeuden zu können, demselben selbst nicht ganz fern gestanden haben. Hoch über alle solche Erbärmlichkeiten steht aber Cavaignac's Charakter; von ihm ist es bekannt, daß er, aller persönlichen Habsucht, allem selbstsüchtigen Egoismus fern, stets nur das allgemeine Wohl im Auge behält und nur seiner festen Ueberzeugung, unbekümmert, ob solche ihm Vortheil oder Nachtheil bringt, stets gefolgt ist. Je seltener aber solche antike Charaktere, die damit zugleich militairisches Talent verbinden, im französischen Volke, ja selbst Heere, jetzt noch zu finden sind, desto höher wird besonders der Soldat sie schätzen, mit desto freudigerem Gehorsam ihren Befehlen folgen. Solchen freudigen Gehorsam fand aber der General Cavaignac nach der kräftigen Besiegung des Juniaufstandes nicht allein bei der Armee von Paris, sondern auch von ganz Frankreich. Er hatte zum Ueberfluß nur noch einige Regimenter aus Algerien, die ihm dort besonders nahe gestanden hatten und daher ihm blind ergeben waren, nach Paris hinüberkommen lassen dürfen, um jeden

Feind, der sich gegen ihn zu erheben gewagt, sogleich zu zermalmen. Diese große Macht, die ihm damals durch die Soldaten zu Gebote stand, mußte der General aber zuerst benutzen, um sogleich das Heer in seiner innern Gestalt zu reformiren. Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in ganz Frankreich, Aufhebung des unwürdigen Institutes der Stellvertretung, Verkürzung der Dienstzeit bis auf höchstens drei bis vier Jahre und einige kleine Verbesserungen des Soldes bei den Soldaten und Unterofficieren hätten hingereicht, ihm diese für immer vollkommen ergeben zu machen, ohne daß er zu einem Kriege seine Zuflucht zu nehmen, genöthigt gewesen wäre. Unter dem Officiercorps hätten Sichtungen vorgenommen werden ~~müssen,~~ und besonders alle diese politischen Intriguanten, eigennützigen Stellenjäger und habsüchtigen Zusammenraffer, oft auf Unkosten der Soldaten, namentlich unter den Generälen und höheren Stabsofficieren, entfernt werden müssen. Obgleich die sonst so treffliche rasche Beförderung junger thatkräftiger Hauptleute zu Stabsofficieren und diese wieder zu Generälen, ohne auf ihre Anciennetät Rücksicht zu nehmen, wohl beizubehalten gewesen wäre, so hätte doch ein kräftiger Damm gezogen werden müssen, daß dieselbe nicht in zu großen Protectionsunfug ausartete und nicht Intriguen und Cabalen aller Art Thür und Thor dadurch geöffnet würden. Solche Reformen hätten unbedingt die übergroße Mehrheit des Officiercorps, einem solchen Reformator aber ungemein ergeben gemacht. Mit derartigen Verbesserungen des

Heeres hätte aber auch die des französischen Volkes, besonders in seinen höheren Schichten, Hand in Hand gehen müssen. Diesem frechen Corruptionswesen, dieser feilen Verkäuflichkeit von Ehre und Gewissen, diesem übertriebenen Luxus auf der einen und der zunehmenden Armuth auf der andern Seite, dieser eingebildeten Hypercultur der vornehmen und dumpfen Unwissenheit der unteren Stände hätte ein Ende gemacht werden müssen. Zwar wäre dies eine riesige Aufgabe, ein ganzer Augiasstall dabei zu leeren gewesen, und nicht Monden, sondern Jahre, viele Jahre hätten darauf verwendet werden müssen. Wenn aber ein Mann dies vermochte, so war es der General Cavaignac in der Stellung, die er im Juni 1848 einnahm. Auf sein Heer gestützt, konnte er mit kräftiger Hand, die Frankreich stets so noth thut, dies Land zum Besseren zurückzuführen versuchen. Mit scharfem Messer mußte er die vielen Krebsschaden desselben, die nun einmal nicht mehr durch Rosenwasser zu heilen sind, ausschneiden, damit allmählich wieder gesundes, kräftiges Fleisch an die faulen Stellen wachsen kann. Wenn auch bei diesem Schmerze, denn ohne solchen für viele Theile wäre die Cur nicht möglich gewesen, noch einige Zuckungen und Umwälzungen des kranken Körpers erfolgt wären, mit Hilfe des treu ergebenen Heeres hätte der Operateur diese wohl niederzuhalten vermocht. Besonders dem übermüthigen, so oft auf unredliche Weise erworbenen Reichthum mit dem unzähligen Heer seiner üblen Folgen hätte der General Cavaignac zuerst in

seinem das ganze Land beherrschenden Einflusse zurückdrücken müssen; diesem Börsenspiel, diesem Haschen nach Geld, als dem alleinigen Zweck des Lebens, dieser ganzen schmuzigen Finanzzinswirthschaft, wie sie Louis Philipp zu seinem und des ganzen Volkes so unermeßlichen Nachtheil auf die unverantwortlichste Weise begünstigt, hätte eine tüchtige Compresse aufgesetzt werden müssen. Dadurch aber wäre die ganze Armee wieder emporgehoben worden, hätte eine würdige Stellung erhalten, ohne daß sie, wie jetzt der Fall, mit schroffer Gewalt die unbedingte Säbelherrschaft an sich gerissen; der Börsenspeculant hätte nicht mehr hochmüthig auf den armen Officier, sein gallonirter Diener auf den Unterofficier herabblicken dürfen. Eine militairische Erziehung im besseren Sinne des Wortes hätte die Jugend Frankreichs erhalten müssen, eine Erziehung, die wenigstens versucht, die Principien der wahren Ehre, des Gehorsams, des Aufgebens des crassen Egoismus statt der jetzt herrschenden Frivolität, Intriguensucht und schwankenlosen Ungebundenheit einzuführen. Auf solche Weise wäre das Volk Frankreichs vielleicht noch zum Genuß der wahren Freiheit, das heißt der auf Sittlichkeit und strenger Achtung vor dem selbst gegebenen Gesetze begründeten, heranzubilden gewesen. Welch schöner Preis für die unsäglichen Anstrengungen, die freilich auch nur der Versuch einer solchen Aufgabe gekostet hätte, wäre dies gewesen, welche hohe Lebensaufgabe für einen zweiten Napoleon des Friedens, der größer dann wie sein Vorgänger des

Krieges dagestanden hätte. Ob General Cavaignac's Schultern stark genug gewesen wären, diese Riesenlast zu tragen, vermögen wir nicht zu entscheiden. Ist aber ein Mann von all den vielen, oft unverdient glänzenden Namen, die Frankreichs zukünftiges Geschick so gern jetzt regeln wollen, hierzu fähig, so glauben wir, daß er es war und kein anderer. Daß der General solche hohe Aufgabe gern gelöst hätte, glauben wir von demselben annehmen zu dürfen. Zu Frankreichs unermeßlichem Schaden irrte er sich aber gleich anfangs in der Wahl des Hauptmittels, mit dem er die Cur beginnen mußte. Er glaubte auf parlamentarischem Wege könne dieselbe geschehen und nicht auf militairischem, und hielt die Rede auf der Tribune der Kammer für wichtiger, als das Commandowort des Feldherrn. So wie der General dies that und sein Heer verließ, war seine Aufgabe gleich vom Beginn an gescheitert, er selbst bald vom mächtigen Gebieter des ganzen Volkes, ein ohnmächtiger Spielball einer Partei der „assemblée nationale" geworden. Durch Kammerreden, und mögen sie auch noch so schön, noch so geistreich sein, mag wirklich der Redner selbst von den besten Absichten für das allgemeine Wohl erfüllt werden, ist Frankreichs innerer Zustand aber wahrlich nicht mehr zu heilen. Zu durch und durch krank ist derselbe, als daß solche zu sehr bei ihm schon verbrauchte Mittel jetzt auch nur noch im Mindesten anzuschlagen vermöchten. Nur die Dictatur, eine unumschränkte Dictatur eines kräftigen und dabei moralisch hoch und rein

dastehenden Mannes vermag das französische Volk, was sich der Freiheit bisher so unwerth zeigte, auf den Zustand zurückzuführen, wo es der schönen Segnungen derselben sich wieder erfreuen darf. Wir sind überzeugt, der General Cavaignac hat diesen seinen ungeheueren Irrthum, den er bald nach dem Juni 1848 begann, jetzt, wo alle seine schönen Pläne so gänzlich für lange Zeit, ja vielleicht für immer gescheitert sind, schon selbst nur zu schmerzlich erkannt und bereut. Er würde zum zweiten Male jetzt nicht wieder so handeln, nicht die kräftige Stütze des Heeres mit der so unmächtigen einer Kammerpartei vertauschen. Aber der Augenblick, der einmal entschwunden, kehrt nimmermehr zurück, unwiederbringlich ist die Macht desselben verloren. Wenn ein günstiger Stern dem Geschick Frankreichs noch jemals wieder lächeln sollte, so können Cavaignac's Pläne vielleicht noch zur Ausführung kommen, er selbst aber wird sie schwerlich noch vollbringen dürfen. Ein Anderer, der es versteht, den richtigen Augenblick und die richtigen Mittel zur geeigneten Benutzung desselben besser zu erfassen, wird dann in seine Fußtapfe treten und das vollenden, was er nur gewollt.

Mit einem bittern Gefühl der enttäuschten Hoffnung sah das Heer bald nach der Besiegung des Juni-Aufstandes den General Cavaignac sich mehr der parlamentarischen, wie der militairischen Thätigkeit hingeben. Von all den von uns vorher angegebenen, dringend gewünschten Reformen geschah auch nicht das Mindeste; unverändert blieben die alten Miß-

bräuche bestehen. Nicht wenig erregte dies den Unwillen der Soldaten, denn sie glaubten jetzt, wo sie im Juni Frankreich vor Anarchie gerettet und namentlich die besitzenden Klassen mit ihrem Blute geschützt hatten, eines größeren Lohnes werth zu sein. Aber in altem Uebermuth erhob die frühere Geldherrschaft bald wieder ihr Haupt, was sie im Juni so kläglich versteckt hatte; wie ein bloßer Sclave, den man bezahlt für seine Dienste, sonst aber keiner besondern Achtung mehr schuldig hält, ward die Armee nach wie vor derselben behandelt. Fast die alten Zustände, wie unter Louis Philipp, traten allmählich immer wieder mehr und mehr ein. Zwar wollte Cavaignac seine Reformen beginnen, statt dieselben aber mit dem Schwerte in der Hand zu befehlen, der einzige Weg, wodurch sie allein möglich gewesen wären, suchte er solche durch eine parlamentarische Majorität zu erstreiten. „Wir wissen, daß der General Cavaignac es gut mit uns meint, daß er den Willen hat, uns eine andere Stellung zu geben," sagten im Spätherbst 1848 uns wiederholt französische Soldaten, „aber warum hat er nicht all das, was er wollte, befohlen, da wir wohl seinen Befehlen den nöthigen Nachdruck hätten geben wollen, statt zu bitten und zu betteln darum, wo jetzt auch nicht das Mindeste für uns erreicht ist; den Mann können wir nicht brauchen, wir müssen einen von entschiedenerem Willen haben." So schlossen sie dann ihre Reden.

Auch die kriegerischen Wünsche des Heeres erfüllte der-

selbe nicht, und verdammte dasselbe zur Unthätigkeit, während in der Nachbarschaft ringsum des Kampfes Stürme tobten. Allgemein fast hoffte man im Sommer und Herbst 1848 in der französischen Armee, daß man gegen Oesterreich zu Gunsten der Italiener kämpfen und die verzweifelte Lage dieses Staates benutzen würde, um Frankreich neuen Zuwachs an Macht und Ruhm zu verschaffen. Man war bitter enttäuscht, daß dies nicht geschah, und wir hörten besonders von den jüngeren Officieren und Unterofficieren es häufig unumwunden aussprechen, daß die Verhinderung der Kriegserklärung, Oesterreich viele Millionen Franks, die es zur Bestechung einflußreicher Personen in Paris verwandt, gekostet habe. Auf Cavaignac's reinen Charakter auch nur den mindesten Schatten, als sei derselbe einer solchen Bestechung zugänglich, zu werfen, wagte Niemand, aber allgemein beklagte man, daß derselbe keine größere Entschiedenheit bewiesen habe, all diesem ränkevollen Getriebe mit dem Heere entgegenzutreten, da er ja die Macht dazu besessen.

Diese getäuschten Hoffnungen brachten aber den General bald um den großen Einfluß, den er während längerer Zeit auf die Armee besessen. Schon im December 1848 war der General Cavaignac bei dieser lange, lange nicht mehr das, was er Ende Juni 1848 ihr gewesen. Er selbst wollte die Dictatur ja nicht, so durfte er sich auch nicht darüber wundern, daß ihm die Macht derselben bald wieder aus den Händen gerissen ward. Daß aber die große Majorität des französischen

Volkes diesen Mann, der es im Juni 1848 gerettet, auf das Undankbarste bald wieder verließ, darf bei dem wankelmüthigen Charakter desselben nicht verwundern. Wo wäre wahres Verdienst, was nicht zugleich Furcht einflößte, bei den Franzosen wohl jemals mit lang anhaltender Dankbarkeit belohnt worden, welche Unwandelbarkeit hätte dies stets veränderungssüchtige Volk in seinen Gesinnungen wohl jemals bewiesen? Dazu kam, daß der General Cavaignac all den verschiedenen Parteien, welche das Volk zerspalteten, ein zu reiner, hoch stehender Charakter war, sie deshalb unwillkürlich eine zu große innere Scheu vor demselben hatten, und ihn nicht gern an der Spitze des Staates sehen mochten. Allen diesen Leuten, welche unter den Namen Orleanisten, Legitimisten, „Napoleonisten" größtentheils nur persönliche Absichten verfolgen und ihr Glück durch die Emporhebung desjenigen, für den sie aus Ueberzeugung begeistert zu sein sich gegenseitig vorlügen, machen wollen, wäre der Genannte ein höchst unbequemer Präsident gewesen. Sie mußten ihn zu sehr achten; fürchteten unwillkürlich seinen zu guten Einfluß, und wollten daher vorerst wenigstens lieber einen Mann an der Spitze des Staates, bei dem sie dies weniger zu thun glaubten. Die große Masse des Volkes in Frankreich, trotz aller fälschlich so hoch gerühmten Aufklärung dieses Landes, aber wo möglich noch urtheilsloser, noch mehr dem Augenblick ergeben, noch leichter von Jedem, der ihm die größten Versprechungen vorlügt, angeführt, wie bei uns, bekümmerte sich

bald wenig um den General, da er zu stolz war, dessen Eitelkeit zu schmeicheln, oder dessen Unwissenheit mit erbärmlichen Lügen zu täuschen. Dazu kam, daß die wohl organisirte „rothe Partei“ ihn bitter haßte, nie die furchtbare Niederlage, die er im Juni in der Pariser Straßenschlacht ihr beigebracht hatte, ihm vergeben konnte. Jeden Anderen, wie gerade ihn, wollten die Rothen viel lieber als Präsidenten der französischen Republik sehen, und viel erwünschter wäre ihnen sogar der Einzug von Henri V. in Paris als legitimer König, wie die Erwählung gerade dieses Mannes gewesen. So stand der, Ende Juni, wenn er gewollt hätte, allmächtige General im Spätherbste d. J., als die Wahl des neuen Präsidenten begann, schon ziemlich isolirt im Heere, wie im Volke da, und hatte nur eine kleine Partei, die ihm aufrichtig ergeben war. Die verhältnißmäßig so geringe Zahl von Stimmen, die er bei dieser Präsidentenwahl erhielt, durfte daher Keinen verwundern, der die inneren Verhältnisse Frankreichs nur einigermaßen aus persönlicher und dabei unbefangener Anschauung kannte.

Ein mächtiger Gegner, der leicht den Sieg davon trug, war Cavaignac in der Person des jetzigen Kaisers erwachsen. Noch vor Jahresfrist ein unbedeutender Gefangener, an dem die Lächerlichkeit zweier kläglich verunglückter abenteuerlicher Expeditionen haftete, war er jetzt der gefeierteste Mann im ganzen großen Frankreich. Was Niemand für möglich gehalten hätte, geschah gerade deswegen, so wunderlich confus

sind die Zustände jetzt in diesem unglücklichen Lande. Bei der Armee erregte die Bewerbung Louis Napoleon's bald die wärmsten Sympathien. Allmächtig sind noch, wie wir im Anfang unserer Arbeit anführten, die Erinnerungen an die Kaiserzeit in derselben, und mit verstärkter Macht brachen diese jetzt auf's Neue hervor, wo ein Träger des Namens ein naher Verwandter des so hoch verehrten Kaisers um ihre Gunst sich bewarb. Dazu war die Persönlichkeit dieses neuen Bewerbers im Allgemeinen nur sehr wenig gekannt, und desto leichter konnten die Soldaten daher dieselbe zum Träger aller ihrer oft noch so ausschweifenden Hoffnungen machen. Die Kriegslustigen glaubten, wenn nur ein Napopoleon wieder an der Spitze des Heeres stände, würden dessen Adler bald wieder siegreich auf alle Hauptthürme Europas fliegen können, die Ehrgeizigen hofften Lorbeeren und Beute, die in socialer Hinsicht Unzufriedenen Wiederherstellung des alten Ansehens, welches die Träger jeder Uniform in den Zeiten des Kaiserreichs besaßen, viele Soldaten auch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht und daher Verkürznng ihrer jetzigen langen Dienstzeit, und so vereinigten sich die verschiedenartigsten Wünsche auf ihn. Die große Mehrheit der Stimmen in allen Regimentern, mit Ausnahme der Marine und einzelner, besonders algierischer Corps, erhielt daher Louis Napoleon für seine Präsidentschaft im December 1848 und mit fast allgemeinem Jubel ward die Verkündung derselben im Heere aufgenommen. Wir waren zufällig Augen-

zeuge, womit ein Theil der damals in der Gegend von Lyon zusammengezogenen sogenannten „Alpenarmee" dieselbe begrüßte, zugleich aber auch von den kriegerischen Hoffnungen, welche man vielfach schon damals daran knüpfte. Einmarsch in Italien war der Gedanke der meisten Soldaten, mit größtem Jubel wurde der Befehl hierzu aufgenommen, und sogleich zur Stunde in der solcher angelangt, hätten die Truppen ihren Marsch dahin antreten können.

Die Hoffnungen, welche die Armee an die Ernennung des neuen Präsidenten knüpfte, erfüllten sich sobald noch nicht im Entferntesten. Nichts geschah für dieselben, weder ihre kriegerischen Wünsche wurden beachtet, noch mit dem Beginn der vielfach gewünschten Reformen, auch nur ein Anfang gemacht. Immer unangenehmer ward von Monat zu Monat bald die Lage der Truppen, immer peinlicher der Dienst, geringer die Lebensannehmlichkeiten zum Lohne derselben. Die „Assemblée nationale", ganz mit ihren politischen Zänkereien und ewigem Intriguiren der verschiedenen Parteien unter sich beschäftigt, that auch in keiner Hinsicht nur das Allermindeste für das Heer. Als sei dasselbe kaum werth, daß man sich seiner nur annähme, so ward es vielfach behandelt; als könnten sie nur so ohne Weiteres über die Regimenter verfügen, so betrachteten manche Kammerredner solche. Dabei hatte der wohlhabendere und besonders gar reiche Theil der Bevölkerung immer mehr wieder den früheren Uebermuth gegen die schlecht bezahlten Soldaten und Subalternofficiere an-

genommen. Jeder der nur einige Tausend Franc's Rente besaß, dünkte sich mehr wie ein verdienter Officier zu sein, ward in geselliger Hinsicht unbedingt vor demselben weit bevorzugt, der arme Soldat größtentheils aus dem Proletariat rekrutirt und nach beendeter Dienstzeit wieder in dasselbe zurückgeschleudert, ward auch noch, währen der die Uniform trug, als zur untersten Stufe der menschlichen Standordnung gehörend, vielfach von dem reichen „Bourgeois" und gar „Financier" angesehen.

Auch das alte Intriguenspiel um rascheres Avancement bei manchen Officieren ward aber auch jetzt nicht vermindert, sondern erreichte sogar allmählich eine Höhe, die selbst in den letzten Jahren der Regierung Louis Philipp's nicht stattgefunden hatte. Diese ewigen Schwankungen in der „Assemblée nationale", dies ständige Intrigiren und Cabalisiren der verschiedenen Parteien gegen einander begünstigten natürlich solch Unwesen unter einem Theil des Officiercorps nur allzusehr.

Bei alledem hatte sich der innere Dienst der Truppen seit der Februarrevolution noch immer mehr verschlechtert, war schwerer und selbst auch gefährlicher wie jemals geworden. Lorbeeren gegen den äußeren Feind durften sich dieselben nicht erkämpfen, zu steten Straßengefechten mußten sie aber immer bereit sein, den größten Theil ihrer Zeit auf Wache oder in Kasernenbereitschaft verbringen. Die „rothe Partei" hatte den Junikampf, nach dessen Beendigung man

sie so glimpflich behandelte, statt sie ganz zu zermalmen, bald wieder vergessen, war besonders in manchen Departements und größeren Provinzalstädten Frankreichs, frecher wie je geworden, und neckte und höhnte die Soldaten, wo sie nur konnte. Kam es aber zum Kampfe und nahm dieser, wie es nicht anders sein konnte, einen günstigen Ausgang für die Truppen, so durften diese niemals mit Nachdruck ihren Sieg weiter verfolgen, mit gerechter Strenge ihre Feinde bestrafen. Schonung und immer wieder Schonung mußte dann geübt werden, bis der Besiegte durch die Straflosigkeit seiner Handlung kecker und kecker wieder gemacht, sein altes Spiel auf's Neue begann.

Keine Polizei kann einen schwereren, in jeder Hinsicht unangenehmeren Dienst haben, wie die französischen Truppen in gar vielen Garnisonsorten während der Jahre 1848 bis Ende 1851 hatten. Wachen wechselten mit Kasernenbereitschaften ab, und fast keine einzige freie Stunde blieb dem armen, dabei schlecht bezahlten Soldaten und Unterofficier, ja selbst Officier, zur Erholung übrig.

Daß solche Beschwernisse den Haß des ganzen Heeres, mit sehr geringen Ausnahmen, gegen die herrschenden Zustände hervorriefen, war natürlich. Auf ein oder die andere Weise denselben ein Ende zu machen, war der dringende Wunsch Aller, der von Monat zu Monat unverhohlener und schroffer sich aussprach. Auch fast keine Partei im Heere war mit solchen zufrieden; weder die ehrgeizige und kriegs-

lustige, noch friedliebende; weder die „rothrepublikanische“, noch kaiserliche oder legitimistische, so schwach auch letztere unter den Soldaten vertreten ist.

Auf ungemein gewandte, wohlberechnete Weise wußte aber Louis Napoleon und dessen Anhänger diesen allgemeinen Unwillen der Soldaten von sich ab und auf die „assemblée nationale“ hinzulenken. Zum großen Sündenbock für sämmtliche Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, welche das Heer betroffen, machte man diese; an allen getäuschten, noch so verschiedenartigen Hoffnungen desselben, sollte sie lediglich und allein die Schuld tragen. „Daß Frankreichs Heer keine ihm zusagende kriegerische Thätigkeit erhalte, sich dabei nicht neue Lorbeeren und reiche Beute erwerben könne, das Avancement der Officiere so schlecht ginge, die Gage so niedrig, der Wachtdienst so beschwerlich sei; an Allem und wieder an Allem mußte diese unglückliche „assemblée nationale“ schuld sein. Für die Soldaten, die gern nach Hause wollten, schaffte dieselbe wieder keine kürzere Dienstzeit, für die mehr socialistisch gesinnten keine Herabdrückung der übergroßen Vorzüge des Reichthums. Der Präsident Louis Napoleon würde aber in Allem, was er für sein geliebtes Heer thun wolle, von derselben verhindert, und ihr beengender Einfluß binde ihm die Hände in seinen Verbesserungen. Wäre er nur erst von derselben gänzlich befreit, dann würde es gewiß bald ganz anders werden, und das goldene Zeitalter endlich wieder für das Heer, was jetzt so Vieles erdulden müsse, eintreten. Dies

und noch viel Aehnliches ward mit großer Geschicklichkeit immer mehr und mehr in allen Graden der Armee verbreitet und Wahres und Falsches eng dabei untereinander gemischt.

Unter solchen Umständen wuchs der Haß der Truppen gegen die ganze republikanische Staatsform, die ihnen in keiner Weise auch noch den mindesten Vortheil, wohl aber schon sehr viel Nachtheil aller Art gebracht hatte und besonders gegen die „assemblée nationale" natürlich immer mehr und mehr. Wer Gelegenheit hatte, die Gesinnung des französischen Heeres im Sommer 1851 näher zu beobachten, der durfte die Möglichkeit, ja selbst Wahrscheinlichkeit eines baldigen gewaltsamen Umsturzes der Verfassung von Seiten Louis Napoleon's mit ziemlicher Zuversicht erwarten. Gar zu geschickt hatten sowohl er, wie seine ehrgeizigen Freunde, einem solchen Staatsstreich vorgearbeitet, gar zu ungeschickt dagegen seine, in die verschiedensten Parteien zerspaltenen, Feinde sich benommen, als daß er nicht große Hoffnungen für das glückliche Gelingen desselben hegen durfte. Gut vorbereitet war Alles; es galt nur noch den letzten kühnen Streich mit Umsicht und besonders Verschwiegenheit zu leiten, und der günstige Erfolg desselben hatte die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Daß aber der Staatsstreich des 2. December mit nicht geringer Geschicklichkeit entworfen und mit noch größerer Kühnheit ausgeführt wurde, wird Niemand zu läugnen vermögen.

Das Haupthinderniß an dem Gelingen desselben lag in dem Widerstande, den mehrere bekannte Obergenerale, und

unter ihnen besonders Cavaignac, Changarnier, Lamoriciére und Bedeau demselben voraussichtlich entgegenstellen würden. War solches nur erst beseitigt, hatte man diese Männer überrumpelt und unschädlich gemacht, dann war alles Uebrige sehr leicht zu besiegen. Mit welcher Schnelligkeit man dies aber that, wie gewandt man gerade diese Generäle gefangen zu nehmen verstand, ist zu allgemein bekannt, als daß wir hier nöthig hätten, uns weiter darüber zu verbreiten.

Man hat sich in Deutschland übrigens vielfach gewundert, daß die Gefangennehmung trotz aller geschickt dazu entworfenen Vorbereitungen, doch so leicht gelang, und besonders die Truppen sich dazu hergaben, ihre bisher gefeiertsten Generäle, die Hauptträger des ganzen Kriegsruhms der Armee in Algerien, gleich gemeinen Verbrechern in das Gefängniß zu transportiren, und zwar auf den Befehl eines Mannes, der bisher noch nicht das mindeste kriegerische Verdienst hatte, und außer seinem Namen auch nichts besaß, wodurch er Anspruch auf die Zuneigung der Soldaten machen durfte. Wir begreifen diese Verwunderung recht wohl und wollen daher zur Lösung derselben etwas hier beizutragen versuchen.

Wenn man den Kriegsruhm der genannten vier Generale erwägt — der des Generals Oudinot bei der Expedition gegen Rom ist nicht so groß, als daß solcher hier in Betracht käme — so muß man zuerst bedenken, daß derselbe nicht so überaus bedeutend ist, daß er der ganzen Armee mit

zu Gute käme, und diese in allen ihren Theilen noch lange darauf stolz sein könnte, wie es z. B. mit dem des Kaisers Napoleon der Fall ist. Alle diese Genannten haben mit Auszeichnung in Algerien gedient, viel Tüchtiges daselbst geleistet und in den dortigen Kämpfen mit Recht einen guten Namen sich erworben. Um aber so ganz besonderes Feldherrntalent zu zeigen, so überaus glänzenden Ruhm zu erwerben, ist der dortige kleine Krieg, so ungemein beschwerlich und gefährlich er auch für die Truppeu sich darstellt, am Ende nicht großartig genug. Zudem war der Hauptsieger daselbst, der Marschall Bugeaud, der entschieden auch einen weit gefährlicheren Gegner für den Präsidenten abgegeben hätte, als die Uebrigen zusammen, nicht mehr am Leben. Die Truppen, mit denen diese algierischen Generale ihre Hauptsiege erfochten hatten, waren, außer einigen schon wieder nach Frankreich zurückgekehrten Infanterieregimentern, vorzugsweise die besonderen algierischen Corps, wie Spahi's, Chasseurs d'Afrique, Zuaven, Tirailleur indigénes, Disciplinar-Bataillone und Fremdenlegion. Es bestand nun besonders von Seiten der französischen Reiterei und zwar der Carabiniers-, Kürassiers-, Lanziers- und Dragonerregimenter, die niemals an dem algierischen Kriege Theil nahmen, dann auch der Artillerie, die auch in demselben von verhältnißmäßig geringer Bedeutung ist, schon immer eine Art Eifersucht gegen die Hauptruppen desselben. Man ist in diesen Regimentern über das rasche Avancement solcher und über die sich ihnen

darbietende Gelegenheit, sich kriegerische Auszeichnungen zu erwerben, oft etwas mißvergnügt, und sucht die Bedeutung der Kämpfe dort gern durch Spötteleien zu verringern; mit kluger Berechnung war aber die Garnison von Paris, auf deren Festigkeit am Meisten mit ankam, während des Decembers 1851 fast durchgängig aus solchen Regimentern gebildet, die an den algierischen Feldzügen in der letzten Zeit keinen besonderen Antheil genommen und namentlich nicht unter den unmittelbaren Befehlen der genannten Generale gestanden hatten. Es giebt Corps in der französischen Armee, die schwerlich diese ihre liebgewordenen Führer auf Befehl des Präsidenten arretirt hätten, aber weit entfernt an Algeriens Grenze standen dieselben, nicht im Herzen der Hauptstadt. Hier waren besonders auch viele schwere Cavallerieregimenter versammelt, und diesen lag von allen Waffengattungen am Wenigsten an dem Kriegsruhme der algierischen Generäle.

Daß dieselben aber auch viele persönliche Gegner unter den höheren Generälen und Stabsofficieren des Heeres hatten, darf nicht verwundern. Ein Theil dieser Gegner bestand aus den alten Generalen und Obersten des Kaiserreiches. Diese Graubärte aus der alten Napoleonischen Schule, sahen oft sehr eifersüchtig auf die großen Erfolge ihrer jüngeren Kameraden herab, die so rasch ihnen sowohl in der Beförderung, wie auch in der Gunst des Publicums, in den letzten Jahren vorangeeilt waren. Sie, die in den Schlachten von Marengo oder Austerlitz sich ihre Officiersgrade erworben hatten,

wollten von dem ganzen afrikanischen Kriege keine große Meinung hegen und meinten, derselbe sei wohl geeignet, tüchtige leichte Truppen im Vorpostendienst auszubilden, nicht aber große Feldherren, die ein so rasches bevorzugtes Avancement verdienten, wie es besonders bei Lamoriciére, Changarnier und Cavaignac der Fall war.

Ein zweiter Theil der Neider dieser Männer bestand theilweise aus den jüngeren afrikanischen Generälen, die unter ihnen noch gedient hatten, wie es z. B. mit dem Kriegsminister St. Arnaud der Fall war. Diese, größtentheils noch jungen thatkräftigen Männer, mißgönnten denselben die errungenen Erfolge und wünschten sehr, sie von ihren hohen Plätzen zu vertreiben, um sich dann selbst auf solche setzen zu können. Es giebt leider in jedem Heere Männer genug, die nichts sehnlicher wünschen, als daß ihre höheren verdienten Vorgesetzten, sei es auf welche Art es wolle, verdrängt werden, damit sie selbst dann an deren Stellen vorrücken können. Im französischen Heere ist diese neidische Eifersucht der Untergebenen gegen die Vorgesetzten aber größer, wie wir es in jedem anderen getroffen haben. Die übeln Folgen der allgemeinen Corruption des schroffsten Egoismus, die wir vorhin schon anführten, haben auch gerade hierin im Heere nur zu vielen Einfluß hinterlassen.

Ein anderer Umstand, der es dem Präsidenten und seinen Anhängern erleichterte, diese Hauptgegner des Staatsstreiches am 2. December zu stürzen war, daß der Einfluß

derselben getheilt sich zeigte, und sich oft feindlich, und so sich wieder in sich selbst aufhebend, gegenüberstand. Wäre die Macht, welche Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und auch Oudinot und Charras noch immer auf einen Theil des Heeres ausübten, in einer einzigen Person vereinigt gewesen, es hätte diese dem Präsidenten ungleich größere Gefahr bringen können, als es jetzt alle zusammen vermochten. Den verschiedensten Parteien gehörten dieselben an, oft geradezu gegen einander widerstreitend waren die Pläne, welche sie für die Zukunft Frankreichs hegten. So schroff sich gegenüberstehend, waren daher auch die Ansichten ihrer verschiedenen Parteien im Heere; nichts vereinigte dieselben mit einander, und so war jede einzelne derselben denn viel zu schwach, es mit der großen, die unbedingt für den Präsidenten gestimmt war, aufzunehmen. Diesen Zwiespalt zwischen den genannten Generälen, und ihrem Anhange besonders, im Heere auf alle mögliche Weise zu vermehren, war seit langer Zeit schon das eifrigste Bemühen Louis Napoleon's und seiner zahlreichen und eifrigen Agenten. Nichts was nur irgendwie hierzu führen konnte, ward verschmäht, und man kann nicht läugnen, man arbeitete hierin mit nicht geringer Geschicklichkeit, und daher auch gutem Erfolge.

Ein anderer Hauptumstand, der dem Präsidenten ungemein zu statten kam, war, daß diese seine Hauptgegner, freiwillig schon längere Zeit jeden unmittelbaren Verkehr mit dem Heere aufgegeben und sich lediglich und allein nur der

parlamentarischen Thätigkeit in der „assemblée nationale“ gewidmet hatten. Dies hatte denselben aber in den Augen der Truppen ungemein geschadet, das frühere Ansehen, welches sie bei denselben besaßen, nicht wenig verringert. Unwillkührlich übertrugen die Soldaten den Widerwillen, welchen sie gegen diese „assemblée nationale“ hegten, auch auf die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten derselben. Jeder parlamentarische Sieg, den diese im Sitzungssaale erfochten, jedes Hervorheben ihrer Thätigkeit als Kammerredner von Seiten der Presse, verminderte das Vertrauen, welches manche Truppentheile früher in so hohem Grade zu denselben besessen hatten. Wirklich oft überraschende Urtheile konnte man hierüber aus dem Munde der Soldaten vernehmen, die es gar nicht zu begreifen vermochten, daß ein General nicht lieber an der Spitze seiner Brigade oder Division stehen wolle, als sich auf der Rednerbühne in leeren Wortgefechten herumzustreiten. So hatten denn besonders Cavaignac und Changarnier, überdieß sonst die einflußreichsten und bedeutendsten der Genannten, im December 1851 im Heere lange nicht mehr das Ansehen, was sie früher als active Generale in demselben besaßen, und leichter, wie man sonst wohl hätte annehmen dürfen, ward daher dem Präsidenten der gänzliche Sturz derselben. Was aber zu dem Gelingen des Staatsstreiches am 2. December auch nicht wenig beitrug, war die strenge Disciplin, die unbedingte Subordination, die unter den Truppen herrschte. Sobald daher nur die kommandirenden

Generale und die Obersten der Regimenter für den Präsidenten gewonnen waren, konnte man ziemlich sicher sein, daß die Soldaten die Befehle derselben vollführen würden, selbst wenn sie im Innern vielleicht solche auch mißbilligen sollten. Nur Generale und Obersten in Paris zu versammeln, auf deren Ergebenheit er unbedingt zählen durfte, die schon aus persönlichem Interesse sich zu Werkzeugen seiner Pläne hergaben, war natürlich mit eine Hauptsorge Louis Napoleon's und seiner Vertrauten gewesen. Man hätte zwar glauben sollen, die Disciplin der französischen Armee sei durch die Februarrevolution und die ihr folgenden Ereignisse gelockert worden, es ist aber gerade das Gegentheil davon geschehen, sie ist jetzt weit fester und strenger, als es unter der Restauration und dem Julikönigthume der Fall war. Als nach dem Februar 1848 in Frankreich Alles drüber und drunter zu gehen und jede staatliche Ordnung aufhören zu wollen schien, da fühlte die Armee, daß sie sich nur durch die strengste Disciplin vor gänzlicher Auflösung schützen könne. Behielt sie aber dieselbe fest und sicher bei, gelang es ihr so einen geschlossenen Körper, in dem die Subjectivität des Einzelnen sich dem Ganzen unterwerfen muß, fort zu bewahren, so mußte ihr über kurz oder lang die unbedingte Herrschaft im Lande zufallen. Theils aus Vorausberechnung, theils aus, fast möchten wir sagen, instinktmäßigem Gefühl, erkannten dies sowohl die Officiere als Soldaten immer mehr und mehr, und strebten nun auch danach zu handeln. Ein zu lockendes

Ziel endlich einmal als Herrscher im Lande auftreten zu können, die Zeit noch kommen zu sehen, wo alle anderen Parteien, welchen Namen sie auch haben möchten, bettelnd um die Gunst des Heeres flehten, war es, als daß man nicht Alles anwenden sollte, dasselbe zu erreichen. Dazu kam, daß man den Krieg hoffte, und Alles anwandte für denselben sich tüchtig zu zeigen. Daß man aber eine Armee ohne die strengste Disciplin im Kriege nicht gebrauchen kann, und daß je besser diese in ihr ist, desto größer auch das Uebergewicht sich zeigt, welches sie über den Feind haben wird, sieht der unerfahrenste französische Rekrut ein. So einen Unsinn, wie ihn manche Mitglieder der äußersten Linken im Frankfurter Parlamente aussprachen, die zu gleicher Zeit alle stehenden Heere abgeschafft und an Rußland dann den Krieg erklärt wissen wollten, wird er kaum für denkbar halten können. Auf jegliche Weise strebten daher die Officiere aller Grade die möglichst strengste Disciplin im Heere aufrecht zu erhalten und der, gerade der vielen Demüthigungen wegen, die man ihm anthun wollte, stärker wie je erwachte militairische Stolz ihrer Soldaten, kam ihnen willig hiebei entgegen. So gehorchen jetzt die französischen Compagnien, Bataillone und Regimenter im Dienste den ihnen vorgesetzten Officieren mit so pünktlichem Gehorsam, vollführen so unbedingt alle ihnen gegebenen Befehle, wie man es in dem bestdisciplinirtesten Heere nur wünschen kann. „Unsere erste Politik muß sein, stets ein festgeschlossenes Heer zu bilden, und im Dienst

unbedingt zu gehorchen, bleiben wir dies nur, so findet sich alles Andere dann schon von selbst," solche und ähnliche Aeußerungen hörten wir im letzten Sommer sehr häufig, nicht allein von den Officieren, sondern auch Soldaten der verschiedensten Corps.

Es mag manchen Chasseurs wohl das Herz geblutet haben, die genannten Generale zu arretiren; sie hätten vielleicht vieler lieber auf Cavaignac's oder Changarnier's Befehl den Präsidenten ins Gefängniß gebracht, allein ihre Capitains befahlen es ihnen, diese erhielten wieder von den Obersten und jene wieder von den ihnen vorgesetzten Generalen den Befehl, und so mußte es denn geschehen, denn die Subordination, die erste Pflicht der Soldaten, gebot es.

Ungeachtet aller dieser großen Vortheile, die der Präsident über seine Gegner besaß, da die auszuführende Gewalt ihm zu Gebote stand, hat übrigens gerade die Beseitigung der erwähnten Generale, und besonders Cavaignac's und Changarnier's, ihm gewiß die größte Sorge verursacht. Der Plan des zweiten Decembers, so geheim er auch gehalten wurde, hätte doch leicht den Genannten verrathen werden können. Eine Vorsorge von Seiten derselben hätte aber sein Gelingen ungemein erschwert, ja sogar vielleicht unmöglich gemacht. Wenn es nur dem General Cavaignac gelungen wäre, nach Algerien zu entkommen, sich dort an die Spitze der besonderen algierischen Corps, die für den Präsidenten keine große Verehrung haben, zu stellen und nun mit den Waffen in der

Hand gegen den Staatsstreich zu protestiren, so wären Letzterem sehr unangenehme Verlegenheiten dadurch erwachsen. Auch ein Theil der Flotte, die noch sehr für den Prinzen von Joinville eingenommen ist, hätte sich solchem Aufstande, der von Algerien aus ausgegangen wäre, leicht anschließen und denselben nach Frankreich verpflanzen können. Eine Reihe von unberechenbaren Begebenheiten, die leicht sogar zum Sturz des kühnen Urhebers des zweiten Decembers hätte führen können, wäre dadurch leicht eingetreten.

So wie der Präsident diese Generale in der sicheren Haft des Schlosses von Ham wußte und sie so für den Augenblick unschädlich machte, konnte er seines Sieges gewiß sein. Welche von den vielen Parteien, die Frankreich besitzt, hätte es wohl wagen können, ihm mit Entschiedenheit, mit nur einiger Aussicht auf Erfolg entgegen zu treten; wo war ein Führer, der den ihm ergebenen Generalen die Spitze bieten konnte?! Mit Freuden erfüllten die Regimenter von Paris seine Befehle, sehnsüchtig hatten sie schon lange dieses Tages, an dem es ihnen vergönnt wurde, endlich Rache an ihren Feinden und Unterdrückern zu nehmen, geharrt. Was half der gesetzmäßige Widerstand der „assemblée nationale", was kümmerten sich die Truppen, die sie auseinandersprengen mußten, nur im Mindesten um denselben! Ein Gegenstand des Spottes, des Hasses war diese, die für das Heer auch nicht das Mindeste gethan hatte, demselben schon lange geworden; freudig trieben die Soldaten mit ihren Kolben alle diese vor-

nehmen Herren aus dem glänzenden Sitzungssaal. Was sollten aber die Barricaden in Paris, was die planlosen Aufstände roher Pöbelhorden in manchen Provinzen wohl nützen, sobald das Heer nicht allein mit willigem Gehorsam, sondern mit freudigem Eifer gegen dieselben kämpften?! Wir haben im Beginn unserer Arbeit erwähnt, welche Umstände es allein möglich machten, daß die Aufstände des Julis 1830 und Februars 1848 siegreich endeten; im December 1851 aber fehlten alle dieselben gänzlich, welche auch nur einige günstige Verhältnisse dem Widerstande geben konnten. „Revange pour Fevrier, pas de quartier“ haben die erbitterten Soldaten bei dem letzten Kampfe vielfach ausgerufen und mit erbarmungsloser Wuth ihre, selbst schon entwaffneten, Gegner niedergeschossen. Der durch mehrere Jahre genährte Groll für die zahllosen Beleidigungen aller Art, die sie erduldet, konnte sich jetzt endlich Luft machen, und wahrlich, er that es oft auf schreckliche Weise. Für alle kommenden Zeiten ist daher der Tag des zweiten Decembers 1851 in der Geschichte Frankreichs wichtig, denn an ihm zuerst lernte das Heer desselben seine völlige Macht erkennen, machte mit nicht allzu großen Opfern sich zum Beherrscher des Landes.

Keine Partei giebt es dort mehr, die ihm gegenüber auch nur einen Schatten von Macht jetzt noch besäße, Nichts, was sich seinen Geboten auch nur im Mindesten ungestraft zu widersetzen wagen dürfte. Was kümmert die Soldaten das etwaige Grollen der vornehmen Cirkel des Faubourg

St. Germain, der nur schüchtern sich hervorwagende Tadel der Presse, die moralische Entrüstung eines Theiles der Bourgeoisie, der im Verborgenen brennende tödtliche Haß der Rothen. Jede dieser Parteien hat nach einander seit 1815 das Staatsruder in Händen gehabt, keine das Heer so an sich zu fesseln gewußt, daß es mit Eifer und treuer Hingebung ihr diente. Jetzt alle diese früher oft so Uebermüthigen so tief gedemüthigt zu haben, schmeichelt dem militairischen Stolz der Truppen, macht dieselben taub gegen jegliche andere Einwirkung. Noch viel schroffer könnte Louis Napoleon gegen das französische Volk jetzt auftreten, noch viel mehr den spärlichen Ueberrest der Freiheit, den er schier zur Kurzweil ihm gelassen, wie man einem Kinde noch oft ein Spielzeug giebt, zertrümmern, nicht allein mit unbedingtem, sondern sogar mit freudigem Gehorsam würde der größte Theil der Armee seinen Befehlen gehorchen. Und darf man dem Heere auch wohl diese jetzige stolze Haltung verargen? ist es nicht vielmehr vollkommen berechtigt zu derselben? Wie buhlt diese gesammte Geldaristokratie in ihren vielfachen Schattirungen jetzt um die Gunst eben dieser Soldaten, die sie früher oft so verächtlich über die Achsel ansehen zu dürfen glaubte, wie treibt die Furcht vor den „Rothen" sie jetzt so blindlings unter den Schutz der Bayonnette, daß sie Alles, was sie an Freiheit und Selbstständigkeit noch besaßen, wie werthlosen Ballast fortwarfen, um nur schneller denselben erreichen zu können. Welche Gleichgültigkeit zeigt dabei wie-

der die große Menge der unteren Stände, alle die Landbewohner, wie Arbeiterfamilien in den Städten, gegen diese ganze politische Umwälzung! Schon die Hoffnung, daß nur der Weinoctroi aufgehoben und einige andere kleine Steuern verringert werden könnten, läßt sie gern den Verlust der Preßfreiheit, des Versammlungsrechtes, ja selbst die Auflösung der Nationalgarde, früher das geliebte Steckenpferd der putzlustigen Franzosen, leicht ertragen. Ueber zehn Millionen Stimmen wählten auf's Neue wieder den Mann des zweiten Decembers, billigten somit sein Verfahren, durch welches er an diesem Tage alle früher oft so prahlerisch gerühmten Freiheiten des Volkes mit den Kolben der Soldaten zerstampfen ließ. Darf es unter solchen Umständen wohl verwundern, wenn das Heer jetzt als unbedingter Herrscher sich betrachtet, mit triumphirendem Hohn das Land zu seinen Füßen liegen sieht? Frankreich ist nunmehr eine eroberte Provinz seiner eigenen Armee, hat auf Gnade und Ungnade sich dem Sieger ergeben, muß ruhig das Schicksal ertragen, was dieser ihm aufzubürden für gut findet. So weit ist es jetzt mit diesem so schönen, von der Natur so überreich begabten Lande gekommen, dies ist die böse Frucht der bösen, seit mehr denn 56 Jahren überreich gesäeten Saaten, die den Egoismus, den unbedingtesten Eigennutz der Person in ihrem Keime enthielten und eine Freiheit und Aufklärung hervortreiben wollten, ohne die ersten Grundlagen derselben, Sittlichkeit des Einzelnen, wie des ganzen Volkes und strenge

Befolgung der selbst gegebenen Gesetze, selbst wenn sie Manchem auch unbequem sein mögen, von allen Ständen weiter zu beachten.

Diese Verhältnisse kennt aber der neue Kaiser Louis Napoleon vollkommen, auf ihr baut er mit seiner Herrschaft. Nur zu gut weiß er, daß, so lange das Heer, das ihn geschaffen hat, ihn als Gebieter erkennt, auch das französische Volk dies thun muß, ja selbst auch ohne Widerstand thun wird. Alle vorige Opposition, mag sie nun von den Legitimisten, Orleanisten, Republikanern, Socialisten kommen, ist für die nächste Zeit ihm vollkommen ungefährlich, ja kann sogar leicht ihm mehr nützen wie schaden. Welche dieser Parteien allein wäre auch wohl stark und fest organisirt genug, um irgend wie mit nur etwas Erfolg gegen ihren jetzigen Unterdrücker auftreten zu können? Man wird ihn zu verhöhnen, zu reizen suchen, wie es jetzt hier und da von manchen vornehmen Legitimisten durch Verweigerungen des Erscheinens bei seinen militairischen Festen, oder von den „Rothen" durch heimtückisches Ermorden einzelner einsamer Posten in nächtlicher Stunde geschieht; dies wird aber auch Alles sein, was seine Gegner ~~und~~ für die nächste Zukunft zu thun vermögen. Derartige kleinliche Feindseligkeiten nützen aber dem Kaiserthum weit mehr, als sie ihm schaden, denn sie verletzen zugleich mit den Stolz des Heeres, machen dasselbe immer schroffer und schroffer gegen Alles, was sich nur irgend wie ihm gegenüberzustellen wagt, und ver-

binden es somit stets fester mit dem jetzigen Herrscher. Jeder von den Truppen besiegte Aufstand macht diese noch ergebener, jede von ihnen mit Sturm genommen werden müssende Barrikade ist ein großer Gewinn, erspart manche anderen Befriedigungen der etwa verlangten Belohnungen.

Eben so ungefährlich wie die Opposition der Salons und der Straßengefechte, wird dem Kaiser auch die der neugebildeten Kammern sein können. Aus seiner Macht sind solche hervorgegangen, um zum leeren Spielzeug den großen und kleinen Kindern des Volkes, welche etwa noch Vergnügen daran finden können, zu dienen; sein Wille wird sie auch wieder zerstören, sobald sie ihm je ernstlich unbequem werden könnten. Oder glaubt man in der That, der Mann des zweiten Decembers sollte jetzt etwa durch von ihm selbst hervorgerufenen Kammern wirklich ernstlich in seinen Absichten, welche dies auch sein mögen, sich stören lassen? Sollten die Soldaten nicht eben so leicht und willig, wie sie die „assemblée nationale" aus einander sprengten, diese neuen Versammlungen aus einander jagen, und vielleicht das französische Volk in seiner großen, imposanten Mehrheit sich kräftiger zum etwaigen Schutz derselben erheben, wie es dies für erstere, die doch aus seiner eignen unmittelbaren Wahl hervorgegangen war, gethan hat? Es hieße dies wahrlich ein Vertrauen auf die Thatkraft der chaotischen, gährenden und in sich selbst unklaren und dabei zerfallenen Masse, welche man das „französische Volk" noch nennt, hegen, die wir nicht zu theilen vermögen.

Nur eine Macht giebt es, die Louis Napoleon jetzt wieder zu stürzen vermag, wie sie allein — ihn ja auch am zweiten December und jetzt auf's Neue wieder, wo sie die Kaiserkrone auf's Haupt ihm setzte, so hoch erhoben hat, und das ist das Heer. So lange dieses, was den einzigen festgeschlossenen Körper im großen Frankreich noch bildet, ihm treu bleibt, braucht alle andere Opposition ihm keine unruhige Stunde zu bereiten. Die Kanonen sind für lange Zeit noch die einzigen Mittel, welche das Geschick des französischen Volkes entscheiden, die Bayonnette die alleinigen Stützen jedes Herrschers desselben, welchen Namen er auch haben sollte. Es mag hart und schroff militairisch klingen, so etwas von dem sogenannt aufgeklärtesten, freisinnigsten Volke in ganz Europa aussprechen zu wollen, aber wahr bleibt diese unsere Behauptung dennoch, und die Zukunft wird es nur zu deutlich zeigen, daß wir Recht mit derselben hatten.

Wird aber das Heer noch lange so blind ergeben bleiben, wie es gegenwärtig noch in seiner großen Mehrheit der Fall ist, wird es nicht Lohn und immer größeren Lohn für seine Hingebung von demselben verlangen, und wenn er solchen endlich nicht mehr zu geben vermag, dann eben so jählings seinen Schützling wieder stürzen, wie es ihn jetzt rasch erhoben hat? Es sind dies Fragen von unermeßlicher Bedeutung nicht allein für Frankreich, sondern auch für ganz Europa. Das französische Heer gehorcht seinem jetzigen Gebieter nicht aus angeborner Treue, legitimer Gesinnung, denn Beides kennt

der Franzose nicht mehr, und dürfte es vielleicht zu keiner Zeit jemals wieder in seiner Brust aufnehmen. Andere Gründe, die wir vorhin näher zu entwickeln uns bemühten, bewogen die Truppen zu dieser ungewöhnlichen Hingebung, verbinden sie auch jetzt noch auf das Innigste mit dem jetzigen Kaiser. Werden diese aber noch lange vorhalten, werden nicht bald stärkere Bande an deren Stelle- treten müssen? Für den Augenblick genügt ihrem militairischen Stolze noch die hervorragende Stelle, welche sie jetzt einnehmen, der unbedingte Gehorsam, mit dem alle Stände, von dem reichsten bis zu dem untersten, ihren Befehlen folgen müssen. Es ist für die französischen Soldaten aller Grade, die in den letzten Jahren so viel mit Füßen getreten waren, deren Macht als oft gar nicht mehr vorhanden, theilweise gänzlich übersehen ward, jetzt ein stolzes Gefühl, alle ihre Gegner, ohne Ausnahme, vor sich in den Staub krümmen zu sehen, übermüthig den Fuß auf den Nacken der jetzt gänzlich Besiegten setzen zu dürfen.

Wie lange wird dieser befriedigte Soldatenstolz aber allein noch den Truppen genügen, werden sie nicht bald auch noch einen anderen Lohn fordern, da sie ja ihre Macht jetzt kennen gelernt haben, und aus Erfahrung wissen, daß sie mit derselben bei Zuständen, wie sie in Frankreich jetzt herrschen, Alles erreichen können, sobald sie nur den ernstlichen Willen dazu haben!

Das erste und wohl wirksamste Mittel, wodurch Louis

Napoleon dem Heere die gewünschte Belohnung für seine Treue gewähren kann, ist nur, wenn er demselben einen Krieg mit dem Auslande verschafft. Jedes stehende Heer ist besonders in seinen Officiers- und Unterofficierscorps, und diese bilden stets den Hauptrahmen desselben, indem sich die übrige Masse der Soldaten fügen muß und bei wichtigen Mitteln auch fügen wird, stets kriegerisch gesinnt, das französische aber mehr wie jegliches andere. Leere Worte nur sind es, wenn man behauptet, der größte Theil des französischen Officierscorps wünsche nicht den Krieg mit dem Auslande, denn gerade das Gegentheil findet davon statt. Ist dasselbe doch stets so kriegslustig gewesen, daß fortwährend zahlreiche Bitten um Versetzung aus Frankreich nach Algerien geschehen, ja selbst sogar die ganzen Regimenter sich größtentheils gern nach diesem Lande einschiffen. Wie beschwerlich und anstrengend sind aber die dortigen Kämpfe für die Soldaten aller Grade, und in wie geringem Verhältniß stehen die Lorbeeren oder gar die Beute, welche sie dort erringen können. Truppen, die gern nach Algerien gehen, um nur ihre Kampfeslust befriedigen zu können, werden gewiß jeden europäischen Krieg mit Freude begrüßen und sich glücklich schätzen, wenn sie andere Feinde wie die Kabylen und bequemere Schlachtfelder als die afrikanischen Wüsten, oder die wilden Schluchten des Atlasgebirges finden können. Und gar nun jetzt, wo ein Napoleon wieder Herrscher von Frankreich ist, und die alten Erinnerungen der für das

Heer so glorreichen Kaiserzeit in verstärktem Maße in demselben dadurch erweckt sind! Allmählich hat dieses dazu beigetragen, den Wunsch nach Krieg noch mehr bei den jungen Officieren, Unterofficieren, ja selbst sehr vielen Soldaten zu steigern. Die Worte des großen Kaisers: „Jeder französische Soldat trägt seinen Marschallsstab in der Patrontasche bei sich“, sind bei denselben noch nicht vergessen, die Beispiele des vielen Vermögens, der hohen Titel, welche so viele Officiere der Kaiserzeit sich in den Kämpfen derselben mit ihrem Degen erworben, winken auch jetzt noch zu verführerisch, Gleiches zu versuchen. Wer nur Gelegenheit hatte, in der Mitte französischer Truppen sich längere Zeit zu bewegen, der wird fest von dem allgemeinen, dringenden Wunsch derselben nach Krieg überzeugt sein.

Ist nun der erste Wunsch des französischen Heeres, die Verkündung des Krieges, so nimmt der Grund, weshalb, oder das Land, in welchem derselbe geführt werde, einen weit niedrigern Platz dabei ein. Kann man der Kriegserklärung irgend eine liberale Phrase als Maske vorhängen, so wird ein Theil des Heeres und des Volkes dies gern sehen, denn man gefällt sich in Frankreich sogar jetzt noch oft in dem komischen Wahn, als sei dies Land der Umschwung der Freiheit und Aufklärung in ganz Europa. Ist dies aber nicht der Fall, muß man solch' liberalen Vorwand entbehren, so wird man sich am Ende auch ziemlich leicht bei den Truppen darein finden; und der Kaiser Napoleon I. hat dem

Heere Frankreichs die Lehre tief eingeprägt, daß der Krieg als Krieg für den tüchtigen Soldaten das Erste sein müsse, er sich aber um den Grund oder Schauplatz desselben nicht allzu viel zu bekümmern brauche. Dies ist wahrlich noch nicht in demselben vergessen, obgleich freilich die französischen Zeitungen und Kammerredner seit 37 Jahren den trügerischen Glauben verbreiten wollten, ja selbst konnten, bei einem so aufgeklärten, civilisirten Volke, wie das ihre sei, könne in unserer jetzigen, an Cultur und Humanität sehr vorgeschrittenen Zeit solche rohe Barbarei, den Krieg nur des Krieges wegen zu führen, gar nicht mehr vorkommen. Worte, nichts wie leere Worte sind dies, die für den größten Theil der französischen Truppen ohne die mindeste Wirkung verhallt sein werden, sobald der erste Kanonenschuß gegen den Feind gedonnert.

Ist nun aber der Sinn des Heeres entschieden kriegslustig, und wird dies von Monat zu Monat noch schroffer sich zeigen, nachdem es angefangen hat, sich in seiner jetzigen Stellung als Sieger im eigenen Lande mehr zu langweilen, so dürfte der neue Kaiser weder die äußere Macht, noch moralische Kraft haben, solchen Gelüsten seiner Stützen und Herrscher zugleich auf die Länge mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Man versichert in Deutschland zwar häufig selbst, in den verschiedensten Kreisen, derselbe müßte entschieden gegen jeden größern Krieg sein, da er in einem solchen die Herrschaft über die Truppen auf die Länge nicht

zu behaupten vermöge, sondern diese dann einem hervorragenden General zufallen werde. Es kann dies möglich sein, mit solcher Bestimmtheit aber, wie man jetzt oft, besonders auch von manchen unserer Zeitungsreferenten aussprechen hört, möchten wir es aber nicht behaupten. Zuerst kennt man den so tief verschlossenen, nie sich offen zeigenden Louis Napoleon, dessen geistige Fähigkeiten in Deutschland fast stets bei weitem zu gering angeschlagen werden, viel zu wenig, um ihm alle militairischen Talente so ohne Weiteres absprechen zu können. Noch zwar hat er keine Gelegenheit gehabt, solche zu beweisen, aber auch noch nicht das Gegentheil derselben zu zeigen. Ein tüchtig theoretisch gebildeter Soldat, der gute militairische Studien gemacht, ist er gewiß, und ein Buch über Artilleriewissenschaft, was er geschrieben, nahm von jeher einen ehrenvollen Platz in der neuern Militairliteratur ein. Aber auch wenn er nur klug genug wäre, — und sehr klug und verschlagen ist er, wie sein Staatsstreich des zweiten Decembers zeigt, gewiß, — sich vor miliairischer Blamage zu hüten, so brauchte er gar nicht so hohen militairischen Ruhm zu gewinnen, um sich doch stets an der Spitze des Heeres, und somit Frankreichs zu erhalten. Er müßte nur darauf wachen, daß kein einziger General so großen, ungetheilten Kriegsruhm erlangte, um ihm dadurch gefährlich werden zu können, sondern daß der ganze Ruhm, den das Heer sich etwa erwürbe, unter möglichst viele Führer desselben vertheilt würde. Die Eifersucht und Intriguen

aller dieser Einzelnen unter einander, die in Frankreich, wo Egoismus und unbedingtes Hervortreten der Subjectivität jetzt so sehr herrschen, sicher nicht ausbleiben werden, müßte er dann nur gehörig zu benutzen wissen, keinen ihm zu gefährlich werdenden Gegner aufkommen zu lassen. Daß der jetzige Kaiser solch Intriguenspiel aber trefflich versteht, hat er in seinen langen und geheimen Vorbereitungen zur That des zweiten Decembers wohl bewiesen. Vermochte er die Eifersucht der Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und Oudinot gegen einander so gewandt zu benutzen, daß keiner derselben ihm gefährlich wurde, obgleich Alle schon einen militairisch ihm weit überlegenen Namen besaßen, so wird er für die Zukunft noch mehr zu verhindern wissen, daß auch im Kriege ein einzelner zu mächtiger Nebenbuhler ihm im Heere entstehe. Gönnte Keiner der Erstern seinem Gegner den vornehmsten Platz in Frankreich, und wollte lieber den jetzigen Kaiser darauf sehen, so wird dies auch für längere Zeit bei den neuen Generalen noch der Fall sein. Man wird bei einem Kriege im französischen Heere eine Menge sehr tüchtiger Generale auftauchen sehen, aber Keinem derselben wird man leicht so großen Kriegsruhm, daß er die anderen dadurch zu weit überrage, erwerben lassen. Der rascheste Wechsel in den Oberanführerstellen wird stattfinden, und ein neuer Sporn für die vielen ehrgeizigen Officiere aller Grade, der sie auf lange Zeit dem jetzigen Herrscher, von dem solcher stammt, ergeben macht, dadurch entstehen.

So lange der Vorgesetzte an seinem Platze steht, findet er den unbedingtesten Gehorsam seiner Untergebenen, denn die Disciplin ist wie gesagt, im französischen Heere jetzt zu mächtig, als daß dies nicht sein sollte. Ist er aber auf die eine oder die andere Weise wieder von demselben verdrängt, so schwindet die Anhänglichkeit seiner frühern Untergebenen an ihn gar bald wieder, und der dafür Vorgerückte freut sich über den Sturz seines Vorgängers, da ihm ja dadurch ein besseres Avancement zu Theil ward. In einem so tiefcorrumpirten Volke, wie es größtentheils das französische jetzt ist, wo Selbstsucht und Haschen nach Reichthum und materiellem Genuß so vielfach alle besseren Gefühle zurückgedrängt haben, nimmt Dankbarkeit und Anhänglichkeit nur eine sehr geringe Stelle mehr ein. Alles dies weiß der neue Kaiser aber nur zu gut, auf diese durch und durch faulen Zustände desselben, die auch das Heer nicht verschonten, hat er seine jetzige Macht wesentlich ja mit begründet.

Aus diesem Grunde glauben wir nicht, daß derselbe trotz aller seiner jetzigen friedliebenden Versicherungen und des berühmten „l'empire c'est la paix" ein allzu großer Gegner eines Krieges sein wird. Wünschen oder voreilig herbeiführen wird er denselben freilich nicht, denn er muß dann mit viel höheren, gefährlicheren Karten, bei denen ein einziger falscher Zug ihm leicht gänzliches Verderben bringen kann, sein Spiel treiben, wie er es augenblicklich noch nöthig hat. Kann er aber ohne denselben seine Macht nicht mehr

in Händen behalten, will das Heer auf andere Weise sich nicht länger beruhigen lassen, nun so wird er auch als letztes Mittel die Kriegserklärung wagen. Louis Napoleon ist ein kühner, waghalsiger und dabei sehr geschickter Spieler, der seine Blätter wohl zu mischen versteht, das hat er in der That bisher nur zu gut bewiesen, und ein solcher bebt auch zuletzt vor dem höchsten Satze nicht mehr zurück, und setzt auf einen einzigen Wurf Alles oder Nichts, wenn er anders sich nicht mehr zu retten vermag. Bedenke man dies doch fortwährend und immer fortwährend in Deutschland und ermesse danach den Werth der jetzigen, so ungemein friedliebenden Versicherungen des Kaisers.

Man wendet auch wohl häufig gegen die Wahrscheinlichkeit eines Ausbruches des Kriegs von Seiten Frankreichs über kurz oder lang den Grund ein, daß das französische Volk in seiner Mehrheit zu friedliebend, zu sehr mit der Wahrung seiner materiellen Interessen beschäftigt sei, als daß es einen leichtsinnig herbeigeführten Krieg gerade sehr wünschen könne. Wir geben zu, daß diese friedliebenden Gesinnungen vielfach im französischen Volke und besonders unter den besitzenden Klassen desselben verbreitet sind, legen aber keinen allzu hohen Werth darauf, wenn die Frage, ob Krieg, ob Frieden, wirklich zur Entscheidung kommt. In Frankreich herrscht, wie wir vorhin ausführlicher aus einander setzten, jetzt nicht mehr das Volk, sondern nur das Heer, und dies wird wohl auch lange Zeit, ja wahrscheinlich für immer dort der

Fall sein. Was kümmert sich aber letzteres viel um diese friedlichen Gesinnungen des Volkes, wenn es seinen kriegslustigen Wünschen nicht entspricht? Mögen die Fabrikanten und Finanziers und Rentiers daher auch noch so viel klagen, will das Heer erst einmal entschieden den Krieg, und kann Louis Napoleon ohne solchen dasselbe nicht mehr fest an sich fesseln, so wird dieser trotz aller entgegengesetzten Wünsche derselben auch entschieden begonnen werden. Geld zu demselben wird man schon herbeizuschaffen wissen, und geht dies nicht anders, so macht man auf's Neue einen tüchtigen Strich durch das Schuldbuch Frankreichs, und hat dann wieder Geld in Menge genug. Hat man dies doch schon einmal gethan, und wird das jetzige Gouvernement wahrlich nicht vor zu übergroßer Gewissenhaftigkeit zurückschrecken, es zum zweiten Mal wieder zu thun, sobald es sich nicht anders zu helfen weiß.

Trotz aller friedliebenden Gesinnungen sind übrigens bei einem sehr großen Theil des französischen Volks stets kriegerische Neigungen und besonders ein hoher Grad von Nationalstolz vorhanden. Letzterer besonders entschieden mit die beste Eigenschaft, welche dasselbe in seiner Gesammtheit noch besitzt, die es allein noch vor gänzlichem Untergang auf lange Zeit schützen wird, macht es stets zu einem Kriege mit dem Auslande geneigter, wie dies bei jedem andern Volke der Fall sein wird. Daß der Kriegsruhm des Kaisers Napoleon, der Hunderttausende der besten Söhne Frankreichs auf seinen Schlachtfeldern opferte, nicht allein im Heere, sondern auch

im ganzen Volke noch so mächtig ist, daß selbst sein Neffe sich in dem Glanz desselben zu sonnen vermag, ist wohl mit der beste Beweis für diese unsere Behauptung. Selbst die „Bourgeoisie" schwärmt für „l'honneur et la gloire de la France" einem auswärtigen Feinde gegenüber, und öffnet hierfür viel williger die sonst fest verschlossenen Geldbeutel, als sie dies zu irgend einem andern gemeinnützigen Zwecke im Innern des Landes thun würde. Die Kriegserklärung gegen das Ausland unter irgend einem beliebigen Vorwande, würde daher den jetzigen Kaiser selbst bei dem Volke lange nicht so unpopulair machen, wie man dies häufig in Deutschland von Seiten unserer friedliebenden Bevölkerung zu glauben scheint.

Es gäbe zwar unserer Ueberzeugung nach noch ein zweites Hauptmittel, durch welches Louis Napoleon das Heer auf lange Zeit, ja vielleicht für immer an sich fesseln könnte, ohne es in den Krieg zu führen. Wir glauben aber kaum, daß er dasselbe in seiner vollen Consequenz durchzuführen versuchen wird. Obgleich unsere Meinungen von seinen geistigen Fähigkeiten gar nicht gering sind, trauen wir ihm doch weder die geistige, noch besonders moralische Energie zu, die nöthig wären, solches in seiner ganzen Strenge, ohne welche es nur sehr wenig fruchten würde, durchzuführen. Dies Mittel besteht aber im Wesentlichen in einer Reformirung des Heeres, und damit vereint aller socialen Verhältnisse Frankreichs, wie wir solche vorhin bei Gelegenheit des Einflusses,

den der General Cavaignac hätte ausüben können und müssen, näher anführten. Solche Reform allein könnte das Heer auch ohne Krieg befriedigen, das Geschick Frankreichs retten, ohne dasselbe den Wechselfällen eines Kampfes mit dem Auslande preiszugeben. Was aber Cavaignac, dieser hoch dastehende Charakter, vielleicht zu lösen vermocht hätte, wird Louis Napoleon wohl weder lösen können, noch mögen. Die erste Bedingniß zur Erfüllung einer solchen riesigen Aufgabe wäre unbedingtes Vertrauen sowohl des Heeres, als Volkes in die Lauterkeit der Absichten desjenigen, der sie zu unternehmen wagte. Daß man solch Vertrauen auf Louis Napoleon nicht hat, ja nicht haben kann, und lediglich ihm nur persönlichen Ehrgeiz als Triebfeder seiner Handlungen beimißt, weiß derselbe selbst nur zu wohl. Deswegen allein schon kann er das eigene Selbstvertrauen, was dazu gehört, solche Grundreform der französischen militairischen und civilen Zustände zu beginnen, nicht besitzen, und würde schon bei dem ersten kräftigen Anfang dazu scheitern müssen. Und selbst wenn auch der Kaiser die Absicht hegte, diese Reformen ernsthaft durchzusetzen, so würde dem größten Theil seiner jetzigen Haupthelfer sehr wenig damit gedient sein. Ganz andere Absichten, wie wirklich das Wohl des Heeres und Volkes auf dauerhafte Weise zu begründen, haben diese Herren v. Persigny, St. Arnand, Magnun, Fould, de Morny u. s. w. zu Hauptbeförderern des Staatsstreiches vom 2. December gemacht. Nur ihren persönlichen Vortheil hatten sie dabei im Auge,

sich selbst wollten sie bereichern. Was der reine, sittenstrenge Cavaignac, auf dessen ganze Vergangenheit auch nicht der leiseste Flecken des Eigennutzes haftet, vielleicht mit Aufbietung aller seiner Kräfte durchgesetzt hätte, das vermag der jetzige Kaiser schwerlich. Daß übrigens derselbe versuchen wird, die sociale Stellung des Heeres emporzuheben und durch die Bewilligung materieller Vortheile dasselbe vorerst von den Kriegsgelüsten abzubringen, ist aus manchen seiner bisherigen Bestrebungen schon sichtbar gewesen. So hat derselbe z. B. von dem confiscirten Vermögen der Orleans dem Heere an 10 Millionen Francs zur Verbesserung der Invalidenhäuser geschenkt. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, uns über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser Vermögensconfiscation und über den Eindruck, den dieser Schritt in anderweitigen Kreisen gemacht hat, hier näher auszusprechen. Unter den Soldaten aber ist man über solche Schenkung sehr erfreut gewesen, und hat diese That mit Wohlgefallen aufgenommen; dies können wir versichern. Auch sonst wird von Louis Napoleon in Einzelnheiten vielfach für die Soldaten gesorgt, z. B. durch die mit Pensionen verknüpften Verleihungen von Medaillen, obgleich im Wesentlichen noch Nichts für die Verbesserung der allgemeinen Lage derselben geschehen ist. Von Abkürzung der Dienstzeit, Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Aufhebung der Stellvertretung, besserer Bezahlung der schon länger dienenden Soldaten und Unterofficiere, kurz von allen diesen Grund-

reformen, die wir im Anfang unserer Arbeit erwähnten, hat sich noch nicht das Mindeste verlauten lassen. Eben so ist es auch mit der unveränderten Stellung, die das Officierscorps einnehmen muß. Für den Augenblick freilich nimmt dasselbe einen sehr bevorzugten Rang ein, und kann unbedingt der Geldaristokratie den Fuß auf den Nacken setzen. So schroff, wie jetzt, kann freilich dies Verhältniß nicht bleiben, tief gedemüthigt muß aber für immer die Macht und damit das Haschen nach Geld in Frankreich werden, und hierzu hat Louis Napoleon noch viel zu wenig gethan. Die Corruption in den höheren Kreisen hat sich seit dem 2. December 1851 für Paris noch nicht verbessert, im Gegentheil soll dieselbe schlimmer als je geworden sein, und selbst die nächsten Kreise des Herrschers sich vielfach in derselben auszeichnen. So lange solche Corruption besteht, ja selbst in den Officierscorps immer mehr sich einzufressen droht, kann von einer richtigen Stellung desselben nicht die Rede sein. Gefürchtet kann dasselbe wohl werden, aber nicht so geachtet, wie es geschehen muß, und wie es glücklicher Weise in vielen unserer deutschen Staaten und besonders in Preußen auch noch der Fall ist. Verschaffte man ihm solche allgemeine Achtung in der höhern Gesellschaft, ohne daß es mit Gold um sich zu werfen, oder wie jetzt stolz als Sieger aufzutreten brauchte, so würde es gleich wie die Soldaten einen solchen Reformator hoch ehren und auch ohne einen muthwillig herbeigeführten Krieg in seinem bessern Theil wenigstens demselben ergeben bleiben

und freudig in dessen Pläne mit eingehen. Wir halten es für ein Unglück für Frankreich, ja für ganz Europa, daß Louis Napoleon der Mann nicht ist, solche Grundreformen auch nur mit Ernst zu versuchen, geschweige denn in ihrer ganzen Strenge durchzuführen.

Bleibt demselben nun, wie wir zu beweisen uns bemüht haben, am Ende nichts übrig, als einen Krieg zu beginnen, um die ehrgeizigen Wünsche des Heeres auf solche Weise zu befriedigen, so kann sich der Ausbruch desselben doch noch immer einige Zeit hinziehen. Wie wir vorhin erwähnten, wird der Kaiser selbst solchen gerade nicht zu beschleunigen, sondern eher noch hinzuhalten sich bestreben, und nur als letztes Mittel, wenn ihm kein anderes mehr übrig bleibt, gebrauchen. Es konnen somit noch Monate, ja selbst im glücklichsten Falle sogar noch einige Jahre darauf vergehen, bis solcher Krieg zum Ausbruch kommen wird. Irgend ein ganz unvorhergesehenes, gar nicht vorher zu berechnen gewesenes Ereigniß, kann freilich diesen Ausbruch noch mehr beschleunigen, vielleicht aber auch noch länger hinhalten. Geschehen wird derselbe aber ganz entschieden, und es ist unsere festeste Ansicht, die wir aus dem genauen Studium aller Verhältnisse des französischen Heeres geschöpft haben, daß der Kaiser zuletzt nur versuchen kann und wird, seine jetzige Herrschaft durch einen großen, gewaltigen Krieg mit dem Auslande auf die Dauer zu erhalten. Ob solcher Versuch glücken wird, ist freilich eine andere Frage, die wir nicht zu lösen vermögen.

Will man aber erst einen solchen Krieg recht ernstlich, so wird man den Grund dazu unter irgend einem Vorwand leicht finden. Der große Onkel hat dem Neffen mehr als einmal das lehrreiche Beispiel gegeben, wie leicht ein solcher selbst für den blutigsten Krieg sich finden läßt, wenn man sonst nur Lust zu demselben hat. Wohin sich der Kampf zuerst wenden, welches unglückliche Land die Schlachtfelder liefern muß, auf denen der Ehrgeiz des französischen Heeres sich austoben will, ist sehr schwer, schon jetzt mit Bestimmtheit vorauszusagen; den Truppen Frankreichs ist es am Ende ziemlich gleichgiltig, wohin man sie führt. Sie würden gern nach England überzusetzen versuchen, über die Alpen nach Italien steigen, in Belgien einmarschiren, den Rhein überschreiten, wie sie den Befehl dazu erhalten.

Daß England das erste Land sein wird, gegen welches sich diese französische Kriegswuth richten dürfte, glauben wir nicht. Man hält ein Uebersetzen über den Canal mit Recht in Frankreich für keine Kleinigkeit, sondern für ein ungemein gefährliches Unternehmen, was leicht dem ganzen dazu bestimmten Heere völligen Untergang bringen kann. Die Franzosen haben zu große Achtung vor der englischen Flotte, der sie selbst die ihrige nicht entgegenstellen können, als daß sie leichtsinnig einen so mächtigen Feind herausfordern sollten, so lange ihnen anderswo eine günstigere Gelegenheit winkt, sich Lorbeeren und Siegesbeute auf leichtere und minder gefährliche Weise zu erkämpfen. In den Jahren 1848 und 1849

war, wie wir schon vorhin bemerkten, der Kriegsdrang des französischen Heeres vorzugsweise nach Italien gerichtet, um dort gegen die Oesterreicher zu kämpfen. Die damalige so sehr zerrüttete Lage des österreichischen Kaiserstaates, schien demselben eine zu günstige Gelegenheit zur Eroberung von ganz Italien und Vereinigung desselben unter französischem Protectorate zu sein, als daß man solche ungenützt vorübergehen lassen sollte. Daß ein Krieg mit Oesterreich aber unbestritten den mit Rußland nach sich ziehen würde, wußten die Franzosen recht gut. Aber auch diesen scheuten sie nicht, obgleich ein Einmarsch in das eigentliche Rußland, wo man schon ein Mal so schlimme Erfahrungen gemacht, gerade nicht das Ziel besonderer Sehnsucht für das französische Heer ist. Desto mehr war es aber die Befreiung der Polen vom russischen Joche, denn unter den französischen Truppen und besonders unter sehr vielen Officieren derselben, herrschen noch stets die lebhaftesten Sympathien für das Schicksal dieses Volkes. Ein Krieg, der den Zweck hätte, Polen, Ungarn und Italien von der österreichischen und russischen Herrschaft zu befreien, würde daher sowohl im Volke, und noch mehr im Heere Frankreichs den lebhaftesten Anklang finden, dessen sei man überzeugt.

In dem letzten Jahre fanden wir übrigens im Heere die alten früheren Begierden nach der Rheingrenze, hier und da auch wohl nach Belgien, viel stärker als jemals wieder erwacht. Die große Schwäche, welche alle deutschen Staaten

in dem Kriege gegen Dänemark bewiesen haben, hat unläugbar viel dazu beigetragen, die Kriegslust der französischen Truppen gegen uns Deutsche zu vermehren. Nur zu häufig mußten wir zu unserer Beschämung vernehmen, wie man über diesen unglücklichen dänischen Krieg im französischen Heere urtheilte, welche Folgerungen man aus dem Ausgange desselben auf die Macht und Kraft der deutschen Staaten zog. „Aus Baden und Bayern, Preußen und überall sind Truppen nach Dänemark gezogen, und von unserer Grenze aus Kehl wie Landau, Zweibrücken und Saarlouis hat man dieselben gegen jenes kleine Land in zwei Feldzügen marschiren lassen, und sie sind immer wieder nach Hause gekommen, ohne das Mindeste erreicht zu haben, und Dänemark hat zuletzt doch seinen Willen behalten;" so und auf ähnliche Weise urtheilten die französischen Soldaten und Officiere aller Grade. Die Schlußfolgerung daraus war dann immer, wie solche Staaten, die sich so schwach gegen Dänemark benommen und besonders auch solche Furcht vor dessen unmächtiger Flotte gezeigt hätten, nie einen Krieg mit dem großen mächtigen Frankreich aushalten könnten. Der Gedanke, daß es leicht sein müsse, denselben das schöne linke Rheinufer jetzt fortzunehmen, kam dann häufig danach, da solche That auch bei derartigen Ansichten eine zu verführerische Lockung bietet.

Ist nun, wie wir im vorhergehenden Theile unserer Arbeit näher aus einander zu setzen versuchten, das französische Heer in seiner großen Mehrheit entschieden kriegslustig gesinnt,

und wird Louis Napoleon diesen Wünschen desselben am Ende, er mag wollen oder nicht, doch nachgeben müssen, so wollen wir jetzt die Stärke und militairische Tüchtigkeit desselben zeigen. Wir werden daraus sehen, daß wir einen nicht gering anzuschlagenden Feind in demselben erhalten, den gehörig, wie er es verdient, zurückzuweisen, Deutschland seine ganze Kraft wird gebrauchen müssen.

Die französische Armee besteht zuerst aus 75 Linien- und 25 leichten Infanterieregimentern. Der Unterschied der leichten und Linien-Infanterie ist nur in einigen Abweichungen in der Uniform (die leichte Infanterie hat gelbe, die Linie dunkelblaue, roth passepeilirte Kragen und Aufschläge an den Waffenröcken und Spenzerjacken), sonst sind beide gleich organisirt, einexercirt und bewaffnet. Jedes Regiment hat drei Bataillone, jedes Bataillon acht Compagnien. Von diesen Compagnien ist die auf dem rechten Flügel des Bataillons stehende eine Grenadier-, die auf dem linken eine Voltigeurcompagnie, die beide zusammen „compagnies d'élite," die übrigen aber „compagnies du centre" genannt werden. Die Soldaten der Elitecompagnien sind ausgesucht tüchtige, lang gediente Leute des ganzen Bataillons, die etwas bessere Löhnung und höheren Rang als die übrigen erhalten. Aeußerlich unterscheiden sich die Grenadiere durch ihre rothen, die Voltigeure durch ihre gelben Franzenepaulettes. Auch die Officiere dieser Elitencompagnien werden ihrer Tüchtigkeit wegen besonders ausgesucht. Jede französische Compagnie soll auf dem Friedens-

fuße einen Capitain, einen Lieutenant, einen Souslieutenant, vierzehn Unterofficiere, drei Spielleute und sechzig Gemeine stark sein, die beim Kriegsetat, wenn man alle Beurlaubten einzieht, auf hundert Gemeine erhöht werden. Im Kriege blieben nun von jedem Regiment drei Compagnien du centre und außerdem noch die Compagnie „hors rang“, die aus den Schustern, Schneidern, Sattlern des Regiments besteht, im Depot zurück, so daß das Regiment mit 21 Compagnien und, die Sapeure und Spielleute mit eingerechnet, in einer Stärke von 2850 Mann, inclusive sechs Stabs- und siebzig Subalternofficieren, in's Feld rücken könnte. Es würde somit die französische Infanterie, auf den Kriegsfuß gebracht, außer ihren zurückgelassenen Depots in einer Stärke von 285,000 Mann in den Krieg marschiren können, während ungefähr 55,000 — 60,000 Mann im Depot zurückblieben. Dies Depot würde zur Besatzung in Frankreich in Verbindung mit der jetzt neu organisirten und streng disciplinirten Nationalgarde und der sehr zahlreichen, trefflichen Gendarmerie vollkommen genügend sein. Die Ausbildung der Recruten und die Wiederherstellung der Reconvalescenten geschieht in dem Depot, und so ist es möglich, außer bei einem sehr verlustreichen oder langanhaltenden Feldzuge, die Feldbataillone fast stets in ihrer vollen Kriegsstärke zu erhalten. Um aber von dem jetzigen Friedensfuße auf den Kriegsfuß gebracht zu werden, bedarf es nur der Einberufung der Beurlaubten von Seiten der einzelnen Compagnien. Es ist

kein Infanterieregiment in Frankreich, was nicht im Nothfall innerhalb 8—14 Tagen vollkommen marschfertig für den Krieg zu machen wäre. Auch die 8—9 Infanterieregimenter, die jetzt in Algerien stehen, sind innerhalb einiger Wochen durch Hilfe der zahlreichen Kriegs- und Privatdampfböte bequem nach Frankreich zurückzuschaffen. So wie ein ernsthafter Krieg in Europa zum Ausbruch gekommen wäre, würde man in Algerien nur die Städte, festen Lager und Blockhäuser besetzt halten, sonst aber so viel Truppen wie möglich von dort fort und nach Europa zurückziehen. Um nur diese Plätze und ihre Umgebungen zu behaupten, würden im Nothfall die 6 Bataillone Fremdenlegion, die man bei einem Kriege durch Deserteure noch gleich bedeutend verstärken könnte, die jetzt neu errichteten 3 Regimenter Zouaven, die ebenfalls noch zu vermehren wären, 3 Bataillone eingeborne Tirailleurs und 3 Bataillone leichte afrikanische Infanterie, zusammen an 21 Bataillone Infanterie, die 3 Reiterregimenter der Spahis, ein Regiment der Chasseurs d'Afrique und einige Artillerie genügen. Jetzt freilich stehen an 70,000 Truppen noch in Algerien; gilt es bei einem europäischen Kriege aber möglichst viel Soldaten zur Verfügung zu haben, so kann man die Städte und Ebenen daselbst, auf deren Besitz es vorzüglich mit ankommt, auch mit 30—40,000 Mann hinreichend schützen.

Außer diesen Linien- und leichten Regimentern und den besonderen afrikanischen Infanteriecorps zählt die fran-

zösische Armee noch 10 Bataillone „Chasseurs à pied“ (früher Chasseurs d'Orleans oder de Vincennes genannt). In der Kriegsformation läßt jedes dieser Bataillone 2 Compagnien im Depot zurück, und rückt mit 7 Compagnien, die inclusive von 1 Stabs- und 29 Subalternofficieren die Stärke von etwas über 1000 Mann besitzen, in das Feld. Die französische Armee würde also mit 10,000 Jägern ausmarschiren und circa 3000 zum Ersatz derselben in den Depots in Frankreich zurücklassen können. Die Bewaffnung dieser Jäger, die besonders in sehr raschem, langanhaltendem Tirailliren ungemein geübt werden, besteht in einer leichten, trefflichen Büchse mit Hirschfänger, während die gesammte übrige Infanterie sehr gute und leichte Percussionsgewehre mit Bayonnetten besitzt, und fortwährend auf die Verbesserung der Schießwaffen derselben die größte Sorgfalt verwandt wird.

An Reiterei zählt die französische Armee 2 Carabinier- und 10 Cuirassier-Regimenter, als schwere, oder wie sie in derselben genannt wird, „Cavalerie du reserve.“ Ein französisches schweres Cavalerie-Regiment besteht auf dem Friedensfuß aus 5 Schwadronen, jede Schwadron hat 1 „Chef d'escadron,“ 1 Capitaine en premier, 1 Capitaine en second, 1 Lieutenant en premier, 1 Lieutenant en second, 3 Sous-lieutenants, 21 Unterofficiere und 130 Reiter mit ungefähr 110 Pferden. Auf dem Kriegsfuß wird sogleich noch eine 6. Schwadron errichtet, dagegen ein Depot zur Ausbildung

der Remonten und Recruten zurückgelassen, zu dem jede Escadron, die dann auf 170 Pferde vermehrt wird, einen Officier und mehrere Unterofficiere und Soldaten abgiebt. Da die Kriegsstärke eines solchen schweren Reiter-Regimentes, mit der es ausrückt, inclusive Stab 1150 Mann und Pferde betragen soll, so würde dieses eine Gesammtsumme von 12,600 Mann schwere Reiterei ausmachen, die Frankreich für einen europäischen Krieg verwendbar hätte,

Die zweite Abtheilung der französischen Reiterei besteht aus der „Cavalerie du ligne,“ 12 Dragoner- und 8 Lanziers-Regimentern, zusammen also 20 Regimentern, die im Frieden 100, im Kriege aber 120 Schwadronen zählen. Die Zusammensetzung der Linien-Cavalerie-Regimenter ist ganz dieselbe, wie die der schweren, und zählt die Schwadron bei ihnen 20—25 Pferde mehr, als bei jenen. Jedes Linien-Regiment kann also exclusive des Depots, auf dem Kriegsfuße ungefähr mit 1150 Pferden in's Feld rücken. Die französische Armee würde hiermit also mit 13,800 Dragonern und 9200 Lanziers ausmarschiren können.

Die dritte Abtheilung der Reiterei ist die der leichten Cavalerie, deren europäischer Theil aus 13 Chasseurs- und 9 Husaren-Regimentern besteht, von denen jedoch jetzt das 13. Chasseurs- und 9. Husaren-Regiment aufgehoben und durch ein sehr starkes Guiden-Regiment ersetzt werden sollen. Die Organisation und Stärke der leichten Cavalerie ist ganz die der Linien-Regimenter. Es würden also in's Feld rücken

können: 78 Schwadronen Chasseurs mit 14,950 und 54 Schwadronen Husaren mit 10,350 Pferden, zusammen also in der Stärke von 25,300 Reitern.

Außer dieser Reiterei, die nur für den europäischen Dienst bestimmt ist, stehen in Algerien 4 Regimenter „Chasseurs d'Afrique“ mit 24 Schwadronen, jede Schwadron gut 170—180 Pferde stark, zusammen also 4080—4200 Pferde betragend. Diese trefflich mit orientalischen Rossen berittene und gut ausgebildete Reiterei besteht nur aus Europäern, ist vollkommen regelmäßig organisirt und exercirt, und von in jeder Hinsicht ausgezeichneter Leistung für den kleinen Krieg, in dem sie in Algerien in steter Uebung sich befindet. So wie Frankreich einen ernsthaften Kampf in Europa bekäme, würde man gewiß an 2500—3000 dieser „Chasseurs d'Afrique“ allmählich aus Algerien fortziehen und in diesem mit verwenden, wo sie dann einen sehr beachtenswerthen Feind abgeben könnten. Außer diesen „Chasseurs d'Afrique“ sind in Algerien noch 3 Regimenter Spahis, zusammen an 3500 Mann stark. Dieselben bestehen größtentheils aus Eingeborenen, die von französischen Officieren und Unterofficieren befehligt werden, und dürften in einem europäischen Kriege schwerlich verwandt werden, daher wir ihre nähere Organisation hier übergehen wollen.

Recapituliren wir nun noch einmal die Stärke, die Frankreich an Reiterei in einem europäischen Kriege ver-

wenden kann, ohne daß es ganz außerordentlich große Anstrengungen hierzu macht, so ergiebt sich:

2 Regim.	= 12 Schwadr.	Carabiniers	} = 12,600	Mann u. Pf.	
10 „	= 60 „	Cuirassiere			
12 „	= 72 „	Dragoner	= 13,800	„	„
8 „	= 48 „	Lanziers	= 9,200	„	„
12 „	= 72 „	Chasseurs	= 13,800	„	„
8 „	= 48 „	Husaren	= 9,200	„	„
3 „	= 18 „	Chass. d'Afrique	= 3,300	„	„
55 Reg.	= 330 Schwadr.		= 61,900	Mann u. Pf.	

Außer diesen Regimentern kommen noch 2—3 Escadrons Guiden hinzu, die zum Ordonnanzdienst der Generale und zur Bedeckung der Hauptquartiere bestimmt sind, und die jetzt noch durch ein Regiment von 1094 Mann vermehrt werden sollen. In Frankreich blieben in solchem Falle noch zurück die Depots der Regimenter, wohl in einer Stärke von 3000—4000 Mann, 4 Compagnien Veteranen-Cavalerie und die sehr zahlreiche, berittene Gendarmerie mit ungefähr 14,000 Pferden, in Algerien aber 3 Regimenter Spahis und 1 Regiment Chasseurs d'Afrique, die man zusammen mit leichter Mühe auf 6000 Mann, ja selbst noch mehr erhöhen könnte. Um diese gesammte Reiterei für den Krieg gut beritten zu machen, bedarf es noch an 23,000 neuer Pferde. Einen guten Theil derselben würde man besonders für die schwere und mehr noch für die Linien-Reiterei aus dem Auslande, namentlich Norddeutschland und Dänemark

zu bekommen suchen. Ginge dies nicht an, so könnte im höchsten Nothfall auch das Land selbst die gesammte Remonte für seine Reiterei liefern, da es nach den neuesten statistischen Angaben fast an 3 Millionen Pferde besitzt. Für schwere Reiterei lieferten die Normandie, Limoisin, einzelne Theile der Bretagne, Vendée und von Burgund ganz tüchtige Thiere, für die leichte die Ardennen, Vogesen, Elsaß, die sogenannten „Landes", unweit Bordeaux, und noch einige andere Departements.

Die Artillerie besteht aus 14 Regimentern. Von diesen haben die ersten 4 Regimenter jedes 3 reitende, 12 fahrende und 1 Festungs-Batterie, die übrigen 10 Regimenter, 2 reitende, 12 fahrende und 2 Fuß- oder Festungs-Batterien. Die gesammte Artillerie zählt also 32 reitende, 168 fahrende und 24 Fuß-Batterien. Jede reitende Batterie hat im Frieden wie im Kriege 6 Geschütze, und dazu bei der Friedensformation 100 Mann mit 80 Pferden, im Felde aber circa 200 Mann mit 260 Pferden. Jede fahrende Batterie hat im Frieden 100 Mann mit 40 Pferden, davon 24 Bespannungspferde, auf dem Kriegsfuß aber 200 Mann mit ungefähr eben so viel Pferden. Eben so stark sind im Frieden die Fuß-Batterien, deren Mannschaft zur Bedienung der Festungsgeschütze gebraucht, und im Kriege je nach dem Bedarf ansehnlich vermehrt wird. Das Officierscorps eines Artillerie-Regiments besteht augenblicklich aus 10 Stabs- und 70 Subaltern-Officieren, jede Batterie hat 1 „Capitaine

commandant," 1 Capitaine en second, 1 Lieutenant en premier, 1 Lieutenant en second, außer dem Commandanten, also bei je 2 Geschützen 1 Officier. Die französische Armee könnte hiernach also im Fall eines Krieges in das Feld rücken mit:

32 reitenden Batterien à 6 Geschütze
= 192 Geschütze mit 6400 Mann und 8320 Pferden.
168 fahrenden Batterien à 6 Geschütze
= 1008 Geschütze mit 33,600 Mann und 33,600 Pferden.
Zusammen 200 Batterien, 1200 Geschütze, 40,000 Soldaten und 41,920 Pferde.

Von dieser Artillerie stehen augenblicklich an 14 Batterien in Algerien, deren Zahl aber im Nothfall bis auf 8—10 vermindert werden könnte. Die Zahl der Festungsgeschütze in den vielen Festungen, die Frankreich besitzt, ist ungemein groß, wie denn auch die Zeughäuser ein reiches Material an Waffen aller Art und besonders an Geschützen enthalten. Schon auf dem Hofe der Geschützgießerei in Straßburg, kann man mehrere Hundert neue Kanonenröhren jeglichen Calibers in langen Reihen aufgeschichtet liegen sehen. Zur Bedienung dieser zahlreichen Festungsartillerie, dienen außer der Mannschaft der schon erwähnten Fuß-Batterien, noch 6 Compagnien der Veteranen der Artillerie, die besonders in den Küstenforts und Strand-Batterien garnisoniren.

Zur Artillerie wird auch noch gerechnet und führt die

Regimentsnummer 15 derselben das Pontonnierregiment. Dasselbe ist in zwölf Compagnien getheilt, von denen eine in Algerien steht, und zählt im Frieden 1000, auf dem Kriegsfuß aber 1600 Mann.

Für den Dienst des „Train des parcs“ sind fünf Schwadronen, jede zu acht Compagnien, bestimmt, die auf dem Kriegsfuß eine Stärke von 5000 Mann mit 7600 Pferden haben sollen.

Für die zahlreichen Werkstätten der Artillerie, die sich ihr sämmtliches Material selbst verfertigt, dienen 13 Compagnien „Ouvriers“, die während eines Feldzuges zwar nicht mit ausmarschiren, jedoch noch bedeutend verstärkt werden können.

An Genietruppen zählt die französische Armee drei Genieregimenter mit sechs Bataillonen, jedes Bataillon zu einer Mineurs-, sieben Sapeurscompagnien und einer Compagnie Sapeurs conducteurs (Train) stark. Die Stärke einer Geniecompagnie ist im Frieden 130, auf dem Kriegsfuß aber 170—180 Mann, wo dann auch jedes Bataillon eine Compagnie „hors rang“ im Depot zurückläßt. Die Stärke des Officierscorps eines Genieregimentes ist fünf Stabs- und 74 Subalternofficiere. Sämmtliche drei Genieregimenter enthalten auf dem Kriegsfuß 8000 Mann mit 1100 Pferden, von denen freilich ein Theil in den Festungen und in Algerien zurückbleiben muß. Zur Verwendung eines Krieges außerhalb Frankreich können immer an 7000 Mann mit circa 800 Pferden disponibel gemacht werden.

Außer diesen drei Regimentern enthält das Geniecorps noch zwei „Ouvrierscompagnien", welche in den Militairwerkstätten desselben arbeiten und nicht mit zum Ausmarsch kommen, und eine Compagnie Veteranen, die ausschließlich zum Dienst in den Festungen verwandt werden.

Die Remontirung der Artillerie, der Schwadronen des „Train des parcs" und der Genietruppen geschieht ausschließlich im Lande selbst. Einen zwar nicht schönen und großen, aber dauerhaften und starken Schlag von Zugpferden, wie er für diesen Dienstzweig vollkommen genügt, erzeugt Frankreich in mehreren seiner Provinzen in hinreichender Menge.

Vollkommen militairisch disciplinirt ist die Gendarmerie. Dieselbe besteht nach ihren verschiedenen einzelnen Corps in:

26 Legionen für die Departements und Algier, einem „Bataillon mobile corse", was in Corsica Gendarmeriedienste verrichtet, zwei Compagnien „Voltigeurs algériens", die in Algerien der Gendarmerie zur Seite stehen, zwei Bataillonen mobiler Gendarmerie, zwei Bataillonen und zwei Escadrons „Republikanischer Garde" für den Dienst in Paris, einem Bataillon „Sapeurs-Pompiers" für die Stadt Paris und zwei Compagnien Veteranen. Im Ganzen beträgt die augenblickliche Stärke der französischen Gendarmerie 24,000 Mann mit circa 13,000 Pferden.

Recapituliren wir nun noch ein Mal die Gesammtstärke des französischen Heeres auf dem Kriegsfuß, so ergiebt sich, daß dasselbe nach Verminderung der Besatzung in Algerien

bei einem großen europäischen Kriege in's Feld rücken kann mit ungefähr:

Linien- u. leichte Infanterie 100 Reg. zu 300 Btl.
= 2100 Comp. = 285,000 Mann.
Jäger zu 10 Btl. = 60 Comp. = 10,000 Mann.
Schwere Cavalerie 12 Reg. zu 72 Schw.
= 12,600 Mann und Pferde.
Linien-Cavalerie . 20 Reg. zu 120 Schw.
= 23,000 Mann und Pferde.
Leichte Cavalerie . 23 Reg. zu 138 Schw.
= 25,700 Mann und Pferde.
Artillerie 200 Batterien mit 1200 Geschützen
= 40,000 Soldaten und 41,900 Pferde.
Pontonniers . . . . 1600 Soldaten.
Genietruppen . . . . 7000 Soldaten und 800 Pferde.
Trainpark . . . . . 5000 Soldaten und 7600 Pferde.

Zusammen also 409,700 Mann mit 109,300 Pferden und 1200 bespannten Geschützen. In Algerien blieben dann noch etwa 38,000 Mann, darunter vier Cavaleriegimenter, in Frankreich aber von Depots Ouvriers und Veteranen einige 80,000 Mann Truppen und 24,000 Mann Gendarmerie, außer der Nationalgarde zurück. Dazu noch die Guides in der Stärke von circa 2000 Mann. Um solche 410,000—412,000 Mann in einem europäischen Kriege über die Grenze marschiren zu lassen, brauchte Frankreich aber keine so ganz außerordentlichen Anstrengungen zu machen, sondern nur alle seine

Truppencorps auf den etatsmäßigen Kriegsfuß zu bringen. Mit Ausnahme der Pferde, deren wohl einige 60,000 neue für die Cavalerie, Artillerie und den Train gekauft werden müßten, ist alles Material für solch ein Heer in den Zeughäusern entweder vollständig vorhanden, oder kann doch in den großen Militairwerkstätten innerhalb 14 Tagen gut beschafft werden. Auch die Einberufung der beurlaubten Soldaten, von denen über drei Viertel schon gedient haben und völlig mit den Waffen vertraut sind, kann leicht in sehr kurzer Frist geschehen. Jedes französische Infanterieregiment kann innerhalb 14 Tagen in seiner vollständigen Kriegsstärke ausmarschiren, und auch von der Artillerie und Reiterei kann wenigstens die Hälfte der Batterien und Schwadronen in gleich kurzer Frist ebenfalls marschfertig sein. Die großen Eisenbahnlinien, die Frankreich schon besitzt und die besonders aus seinem Innern an die nördliche Grenze führen, wie die Pariser Nordbahn nach Belgien, die Paris-Straßburger und Straßburg-Baseler Bahn nach Deutschland und der Schweiz, erleichtern es sehr, bedeutende Truppenmassen, besonders an Infanterie, in ungemein kurzer Frist an den Grenzen des Landes zu versammeln. Frankreich braucht nur heute den Krieg an Deutschland zu erklären und von den starken Truppenanhäufungen in Paris, Straßburg, Metz, Luneville (wo allein vier Reiterregimenter garnisoniren) sind innerhalb sechs Tagen 70,000—80,000 Mann Infanterie, 100—150 bespannte Geschütze, und 5000—6000 Mann

Reiterei über den Rhein nach Baden oder nach Rheinbayern geworfen. Die jetzt geschehenen Beurlaubungen ändern wenig hieran und darf man denselben hinsichtlich der Kriegsfrage keine höhere Bedeutung beilegen, als sie verdienen, und diese ist nur eine sehr geringe.

Ist aber, wie wir so eben gezeigt haben, die numerische Stärke der französischen Armee, die gegen einen auswärtigen Feind verwandt werden kann, nicht gering, so ist auch sonst dieselbe kriegstüchtig und wohlgeübt, und giebt einen Achtung gebietenden Feind ab. Die Infanterie, die Hauptwaffe des Heeres, ist zweckmäßig uniformirt und bewaffnet, und braucht in der Güte ihres Materials den Vergleich mit keinem anderen europäischen Heere zu scheuen. Die vielen Märsche, welche die Infanterieregimenter, die nie feste Garnisonen haben, im Innern des Landes machen müssen, wie auch besonders der sehr angestrengte Dienst in Algerien, den fast alle Regimenter schon einige Jahre mit durchgemacht hab en führten zu manchen Erfahrungen und Verbesserungen, besonders hinsichtlich des Tragens des Gepäckes, der Waffen u. s. w. Alles dies ist in Frankreich so zweckmäßig und für den Felddienst geeignet, wie nur möglich; schon ein sicherer Beweis hiervon ist, daß man mit geringen Abweichungen zuerst in Preußen und, von diesem nachgeahmt, in mehreren kleinen deutschen Contingenten die französische Tragung des Tornisters, der Patrontasche und des Seitengewehres an einem Gurt um den Leib einführte. Der Waffenrock der französi-

schen Infanterie ist weiter und länger wie meist in Deutschland, und eben so auch ihr Mantel von dickem, gutem, lichtgrauem Tuche länger. Im Marschiren leistet die französische Infanterie sehr viel, und ist fast in beständiger Uebung darin, da nicht allein, wie gesagt, die Garnisonen sehr häufig gewechselt, sondern auch sonst sehr große und oft angestrengte Uebungsmärsche gemacht werden. Bei allen diesen Märschen, wie überhaupt bei jeglichem militairischen Dienst, trägt der französische Infanterist stets seinen vollständig gepackten Tornister, und gewöhnt sich allmählich so an denselben, daß seine Last ihm viel weniger schwer fällt, als es sonst der Fall sein würde. Wir glauben, daß man in mehreren deutschen Contingenten dies viel mehr nachahmen könnte, als es geschieht. Dies viele Marschiren und dieser häufige Wechsel der Garnisonen hat aber für die Soldaten das Gute, daß sie sich abhärten lernen und sich der speciellen Gewohnheiten besonderer Gegenden mehr entschlagen. Ein französisches Regiment liegt jetzt z. B. in den Pyrenäen oder Alpen, die Soldaten müssen sich an die scharfe Luft des Gebirges, so wie an die Nahrung desselben und an das Tirailliren Berg auf Berg ab gewöhnen. In einem halben Jahre ist es vielleicht in den Wiesen der Bretagne oder Normandie, oder an den Küsten des Canals in beständigem Seewind und feuchtem Nebel. So etwas härtet aber sehr ab, und kann bei einem Feldzuge oft von nicht geringem Nutzen sein. Wir hatten in den Jahren 1848 und 1849 in Schleswig-Holstein Ge-

legenheit zu bemerken, wie gerade viele Soldaten der süd-
deutschen Contingente vorzugsweise stark an Fiebern dort lit-
ten, weil ihnen die Winde und Lebensweise der Seeküste zu
ungewohnt waren, eben so wie auch wieder umgekehrt den
Soldaten der norddeutschen Contingente bei dem Peuckerschen
Corps 1849 in Baden das viele ungewohnte Bergsteigen im
Odenwald und Schwarzwald, so wie der häufige Genuß des
Salats, den man in dortigen Gegenden viel verzehrt, über-
aus schwer ward.

An den Feldzügen in Algerien haben übrigens die Sol-
daten der französischen Infanterie eine treffliche Schule des
angestrengtesten Felddienstes, den man sich nur denken kann.
Da fast alle Regimenter längere oder kürzere Zeit in Alge-
rien gestanden haben, so kann man annehmen, daß gut die
Hälfte aller Officiere und ein Drittheil aller Soldaten und
Unterofficiere der französischen Infanterie und Jäger diese
Schule schon mit durchgemacht und nicht wenig in derselben
gelernt haben.

Exercirt wird in der französischen Infanterie zwar
äußerlich oft etwas nachlässig und nicht parademäßig, sonst
aber rasch, gewandt und sicher. Besonders das Tirailliren
wird sehr viel geübt, und bei den natürlichen Anlagen der
Soldaten hierfür und ihrer langen Dienstzeit, leisten sowohl
Linien- wie leichte Regimenter und vorzugsweise gar die
Chasseurs hierin sehr viel. Nicht so hoch stellen wir oft das
sichere Schießen derselben, da der Franzose häufig zu lebhaft

und unruhig ist, um genau und bedächtig zielen zu können. Sehr geübt und gewandt haben wir dagegen die Soldaten häufig im Bayonettfechten gefunden, wie denn auch Schwimmen, Klettern, Voltigiren, kurz alle möglichen gymnastischen Uebungen, besonders bei den Voltigeurs- und Chasseurscompagnien, die ausgesucht gewandte Leute erhalten, sehr geübt werden. Da die französische Infanterie, wie wir vorhin zeigten, verhältnißmäßig sehr kleine Compagnien hat, die selbst auf dem Kriegsfuß die Stärke von 100 Soldaten nicht übersteigen, so giebt ihr dies eine große Leichtigkeit und Schnelligkeit im Manövriren. Sowohl hierin, wie auch in der besseren Ueberwachung der einzelnen Soldaten und genauen Kenntniß der Persönlichkeiten derselben, von Seiten des Hauptmanns und der Compagnieofficiere, halten wir diese kleinen Compagnien für einen Vorzug. Ueberhaupt sind, wie z. B. das Verhältniß von 6 Stabs- und 79 Subalternofficieren eines Infanterieregiments selbst zu der Kriegsstärke desselben von 2900 Mann zeigt, bei der französischen Infanterie sehr viele Officiere vorhanden, fast die doppelte Zahl, wie sie in der k. k. österreichischen Armee sich zeigt.

Die französische Reiterei nimmt wohl nicht den hohen Rang wie die Infanterie ein, obgleich wir auch nicht eine so sehr geringe Meinung von derselben besitzen, wie sie häufig in Deutschland zu herrschen scheint. Der Franzose ist im Allgemeinen weder ein besonders guter Reiter, noch anhänglicher Pferdewärter, und diese mangelnden Eigenschaften er-

schweren die Bildung einer tüchtigen Reiterei im französischen Heere ganz ungemein. Besonders die schlechte Pferdewartung tritt stets hindernd ein, und wenn man derselben auch durch die verhältnißmäßig ungemein starke Zahl von Officieren und Unterofficieren, die man den Reiterregimentern gegeben hat, vorbeugen wollte, so hat man diesen Zweck doch noch lange nicht genug erreicht, ja wird ihn auch wohl nie gänzlich erreichen können. Wo nicht der innere Trieb in der Reiterei selbst ist, ihre Rosse gut zu behandeln und zu pflegen, da wird besonders gar im Felde auch die sorgfältigste Ueberwachung durch Officiere und Unterofficiere nicht allzuviel auszurichten vermögen. Dieser schlechteren Pferdewartung wegen wird ein französisches Reiterregiment auch im Felde bald viel mehr zusammenschmelzen und größeren Verlust an gedrückten, maroden oder gar gefallenen Pferden erleiden, als ein deutsches von gleicher Stärke. Man hat in Frankreich auf diesen starken Abgang bei der Reiterei auch schon im Voraus gerechnet, daher ihre Zahl im Verhältniß zur Infanterie so unverhältnißmäßig groß ist. Wir haben vorhin die Stärke derselben, die man in einem europäischen Kriege nöthigenfalls verwenden könnte, auf 62,000 Mann angegeben, was im Verhältniß zur Infanterie eine so starke Zahl ist, wie kein anderes europäisches Heer (Rußland mit seiner irregulairen Reiterei natürlich abgerechnet) sie besitzt.*)

---

*) Die k. k. österreichische Armee z. B. zählte im Frühjahr

Das Reiten der französischen Cavaleristen sieht zwar nach deutschen Begriffen bisweilen wild, rüde und ungeschickt aus, ist aber sonst nicht so sehr schlecht, wie man oft glauben könnte. Die Leute sitzen ziemlich fest im Sattel, sprengen wild und rasch genug drauf los und wissen auch ihre Pferde tüchtig herum zu tummeln, wenn sie freilich auch oft rüde Hilfen dabei anwenden, und so ihre Thiere leicht verderben. Uebrigens dienen in der französischen Reiterei, besonders in der schweren, viele Elsässer und Lothringer, die durchschnittlich eben so gute Reiter und Pferdewärter wie alle Rheinländer und Süddeutschen sind, dann auch sehr viele Normannen, die sich durch kühnes, wildes Drauflosreiten auszeichnen sollen.

Sehr gewandt sind die französischen Cavaleristen fast stets im Gebrauche ihrer Pallasche oder Säbel, weniger die Lanziers mit ihren Lanzen. Der Franzose ist überhaupt häufig ein guter, gewandter Fechter, und es wird bei der Reiterei mit Recht sehr viel darauf gehalten, die Soldaten im Gebrauch ihrer Fechtwaffen zu üben. Es werden nicht blos

---

1851, wo ein Theil ihrer Cavalerie sich noch auf dem Kriegsfuße befand:

8	Cuirassierregimenter mit . .	8,300 Mann und	7,400 Pferden
6	Dragonerregimenter mit . .	6,200 „ „	5,600 „
7	Chevauxlegerregimenter (jetzt in Uhlanen verwandelt) mit .	11,000 „ „	10,000 „
12	Husarenregimenter mit . .	11,000 „ „	10,600 „
5	Uhlanenregimenter mit . .	7,600 „ „	7,000 „
		44,100 Mann und	40,600 Pferden.

die sogenannten „Schwadronshiebe“ nach dem Commando mechanisch durchgehauen, sondern, wo es nur irgend angeht, fechten die Soldaten mit hölzernen oder stumpfen Säbeln gegen einander auf dem Fechtboden, was ihnen besonders viel Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauche derselben giebt.

Die Cavalerie de reserve des französischen Heeres ist nur für die geschlossene Attaque bestimmt. Die Reiter derselben sind ausgesucht große und starke Leute, die einen langen, spitzen Pallasch, den sie zum Stich auslegen, als Hauptwaffe führen. Ein großer schwerer metallener Helm, bei den Carabiniers mit rother Helmraupe, bei den Cuirassieren mit in den Nacken flatterndem schwarzem Pferdeschweif, ein stählerner Brust- und Rückencuiraß (bei den Carabiniers von Kupfer) und lange lederne Stulphandschuhe, dienen zu ihrer Deckung. Die Pferde derselben sind starke, breite, zwar etwas schwerfällige, aber sonst kräftige Thiere, deren Anprall sehr gewichtig sein muß. Dieselben werden theils aus Schleswig-Holstein, Oldenburg, Ostfriesland, auch wohl etwas aus Mecklenburg, sehr häufig aber auch aus der Normandie und dem Limoisin, wo ein sehr großer Schlag Pferde gezogen wird, gekauft. Da der Remontepreis für dieselben ein hoher ist, und 25—28—30 Louisd'or beträgt, so findet man unter den Pferden der schweren Reiterei viele tüchtige, ihrem Zweck vollkommen entsprechende Thiere, die man in den k. k. österreichischen, preußischen und bayerischen Cuirassierregimen-

tern mit großem Vergnügen einstellen würde. Sattel und Zaumzeug ist gut und tüchtig, aber etwas plump gearbeitet.

Verhältnißmäßig lange nicht so gut, wie diese „Cavalerie de reserve“ ist die „Cavalerie de ligne“ beritten, da sie auch einen weit niederen Remontepreis bezahlt. Man findet unter den Dragoner- und Lanziers-Regimentern viele schlechte, hochbeinige Thiere, die man als Ausschuß in Norddeutschland verkauft hat, und in keinem norddeutschen Cavalerie-Regiment mehr einstellen würde. Auch in den Uebungen mit der Lanze sollen die Lanziers gerade nicht durchgängig sehr zu loben sein, wie uns auch der lange, schwere Carabiner der Dragoner, wenigstens vom Pferde herab, keine allzu gefährliche Schußwaffe scheint. Uebrigens gebrauchen die französischen Dragoner vom Pferde herab vorzugsweise ihre langen Stoßpallasche, und wenden ihre Carabiner mehr zum Fußdienst an, in dem sie ebenfalls viel geübt werden, wenn sie auch sonst vorzugsweise zu Pferde fechten.

Die Husaren und Chasseurs reiten zwar viele kleine, unansehnliche und dabei etwas plumpe, sonst aber starke und ausdauernde Pferde, meist in Frankreich gezogen, hier und da auch wohl aus Rheinbayern, Rheinpreußen, in Ausnahmsfällen auch aus Jütland eingeführt. Im Flankiren und sonstigen leichten Dienst kommt denselben das natürliche Geschick, was der Franzose hierzu hat, sehr zu Statten, obgleich wir sonst unsere meiste deutsche leichte Reiterei größtentheils der französischen, besonders wenn es darauf ankommt,

angestrengte rasche Märsche zu machen, oder durch längere Zeit beschwerlichen Vorpostendienst zu verrichten, überlegen halten. Die Ausrüstung der Chasseurs und Husaren an Waffen, Uniformen und Sattelzeug ist gut und ihrem Zwecke vollkommen genügend. Eine treffliche leichte Reitertruppe bilden, wie schon vorhin erwähnt, die 24 Schwadronen Chasseurs d'Afrique. Nur aus altgedienten Leuten, sowohl Franzosen, als auch Soldaten der Fremdenlegion, die sich freiwillig haben anwerben lassen, gebildet, durchweg mit orientalischen Pferden beritten, und Jahr aus, Jahr ein an den beschwerlichsten und gefährlichsten Vorposten- und Felddienst gegen einen schlauen und raschen Feind in Algerien gewöhnt, leisten sie Alles, was man von der besten leichten Cavalerie nur verlangen kann.

Sehr zweckmaßig ist die Errichtung der besonderen Schwadronen Guiden, zum Dienst der Stäbe und zur Bedeckung des neuen Kaisers. Es wird dadurch dem Unwesen vorgebeugt, daß man die besten Pferde und Soldaten aus den Cavalerie-Regimentern herausreißt, um sie zum Ordonnanzdienst bei den Generalen und deren Adjutanten zu verwenden. Solch willkürliches Herausreißen zum Ordonnanzdienst schadet aber den einzelnen Schwadronen sehr und bringt die abcommandirt gewesenen Leute aus dem innigen Zusammenhang, den sie sowohl mit ihren Kameraden, als Officieren haben müssen. Wir haben im Jahr 1850 in der schleswig-holsteinischen Armee so recht Gelegenheit gehabt,

zu beobachten, wie sehr es das Selbstvertrauen und dadurch die Tüchtigkeit der Reiterei schwächte, wenn man fortwährend ihre zuverlässigsten Soldaten nur zum Ordonnanzdienst verwendete. Daß übrigens eigene Guiden, die natürlich nur aus bewährten Leuten mit schnellen Pferden bestehen dürfen, den Dienst bei den Stäben weit besser versehen, als wenn man alle 8 oder 14 Tage andere Reiter aus den Feldschwadronen dazu commandirt, ist gewiß. In der k. k. Armee hat man in den letzten Kriegen in Ungarn und Italien an 1500 Mann „Stabsdragoner" zu gleichem Zweck, wie diese „Guiden" in Frankreich, errichtet, und es soll der Erfolg davon ein sehr guter gewesen sein.

Die französische Artillerie nimmt mit Recht einen sehr hohen Rang im Heere ein. Man merkt es ihrem Selbstgefühl noch jetzt an, daß in ihr der Kaiser Napoleon I. zuerst seine glänzende militairische Laufbahn begann und stets eine Art Vorliebe für diese Waffe behielt, durch deren massenhafte Anwendung zur rechten Zeit und auf dem gehörigen Fleck er manche seiner blutigen Schlachten gewann. Die Soldaten der Artillerie sind ausgesucht große, starke Leute aus ganz Frankreich, und man nimmt gern Recruten zu derselben, die schon in ihrer früheren bürgerlichen Beschäftigung viel mit schweren Lasten verkehren mußten, z. B. Arbeiter aus den Maschinenfabriken, Eisengießereien u. s. w., Steinmetzen, dann Wagenlader, Frachtfuhrleute u. s. w. Auch das Officierscorps der Artillerie, in dem durchgängig viele

Bildung herrscht, trägt ein gewisses Selbstgefühl zur Schau und hat verhältnißmäßig dem Heere schon sehr viele Kriegsminister und bekannte Generale geliefert. Die Bekleidung der Artillerie, bei der die rothen Hosen der Infanterie und Cavalerie durch dunkelblaue mit breitem, rothem Streif ersetzt sind, ist fast sehr geschmackvoll, ja selbst reich zu nennen, aber wohl nicht so ganz zweckmäßig. Die Mannschaft muß, wie auch die der gesammten Cavalerie, mit Ausnahme der „Chasseurs d'Afrique", den praktischen Waffenrock noch entbehren und statt dessen ein kurzes Collet mit kleinen Schößen tragen. Bewaffnet ist die Bedienungsmannschaft der fahrenden Batterien mit einem kurzen Carabiner, der im Dienst bei den Geschützen an einem Bandelier über den Rücken gehängt wird. Beim Postenstehen u. s. w. wird das gerade Seitengewehr wie ein Haubayonnet auf diesen Carabiner gesteckt. Alle Mannschaft zu Pferde, bei den reitenden wie fahrenden Batterien, ist sonst wie die Cavalerie, aber ohne Carabiner, bewaffnet. Die Geschütze der Batterie, fast durchgängig leichte Zwölfpfünder, sind von Bronze mit starker, tüchtiger Lafettirung, die einfach hellgrau angestrichen ist. Die Bespannung besteht, wie schon erwähnt, aus kleinen und etwas plump aussehenden, aber sonst gedrungenen, starken und ausdauernden Pferden der Landesrace, unter denen viel Grau- und Rothschimmel sich befinden. So elegant und schön wie die Rosse der preußischen Gardeartillerie, dann der mecklenburgischen, hannöverschen, oldenburgischen

und nun den Dänen wieder überlieferten früheren schleswig-holsteinischen Batterien, sehen dieselben freilich lange nicht aus, für den eigentlichen Zweck des Dienstes dürften sie aber vollkommen genügen. Die Artillerie in Algerien hat vielfach Maulesel im Gebrauch, wie man denn auch dort oft eine Art von leichter Gebirgsartillerie, deren Kanonen auf dem Rücken von Mauleseln getragen werden, anwendet. Bei einem Kriege in einem sehr gebirgigen Lande dürfte derartige Artillerie auch in Europa recht gute Dienste leisten. Für gewöhnlich ist stets die Mannschaft einer Batterie von jedem Artillerieregiment nach Algerien commandirt, so daß allmählich schon ein großer Theil der Officiere und auch der Unterofficiere Gelegenheit hatte, sich daselbst auch praktisch in einem beschwerlichen Felddienst auszubilden.

Das fünfzehnte Artillerieregiment, das der Pontonniers, garnisonirt fast beständig in Straßburg, wo der tiefe und reißende Rhein Gelegenheit giebt, sich stets praktisch zu beschäftigen. Die Soldaten desselben bestehen größtentheils aus Flußschiffern, besonders vom Rhein und der Rhone, die von Jugend auf mit Kähnen umzugehen wissen. Die Pontons sind von Kupfer und sollen leicht und dabei zweckmäßig gearbeitet sein. Uniformirt und bewaffnet sind die Pontonniers ganz wie die Soldaten der fahrenden Artillerie.

Sehr geachtet in der Armee sind sowohl die Officiere, wie auch die Soldaten der drei Genieregimenter. Unter Ersteren findet man vorzugsweise viele Zöglinge der „Polytech-

nischen Schule“, die oft in ihrer späteren Laufbahn sich sehr hervorthun und zu den höchsten Ehrenstellen heraufschwingen (der General Cavaignac z. B. diente im Geniecorps). Die Leute sind größtentheils frühere Bergleute, Maurer, Zimmerleute, kurz solche, die schon vor dem Beginn ihrer militairischen Laufbahn an Arbeiten geübt sind, wie sie ihnen später als Soldaten vorkommen. Die Genieregimenter stehen größtentheils in einzelnen Compagnien in ganz Frankreich vertheilt umher, wo die vielen Festungen desselben ihnen genügende Gelegenheit zu Arbeiten in ihrem Berufe geben. Ein großer Theil derselben ist stets in Algerien beschäftigt, in welchem Lande die Genietruppen schon vielfach sich ausgezeichnet haben, und stets die trefflichsten Dienste leisten. So bildete z. B. bei der berühmten Bestürmung der Felsenfestung Constantine eine Compagnie der Sapeurs die Spitze der ersten Sturmcolonne und half wesentlich zur Erkämpfung des Sieges mit beitragen.

Sehr tüchtig ist auch der Generalstab der französischen Armee, und es wird kein Mittel geschont, die in demselben dienenden Officiere sowohl theoretisch wie praktisch immer mehr auszubilden. Es ist eine eigene Schule vorhanden, in der junge Officiere, die in den Generalstab treten wollen, Unterricht in allen hierzu nöthigen Wissenschaften erhalten. Was aber vorzugsweise der französischen Armee eine große Stärke noch mit verleiht, ist der Geist der Einheit, der in derselben herrscht. Es giebt in ganz Europa keine gleich starke Armee, in welcher dieser Geist der Einheit so vorhanden wäre, und

so wenige provinzielle Verschiedenheiten unter den einzelnen Regimentern sich zeigten, wie in ihr. In jedem Regimente dienen oft die Söhne der verschiedensten Provinzen Frankreichs (nur die schwere Reiterei hat sehr wenig Südfranzosen) neben einander, und so wird nie ein besonderer Provinzialgeist in einzelnen Corps sich zeigen können; dazu der häufige Wechsel der Garnisonen, der die verschiedenen Regimenter näher mit einander bekannt werden läßt, das Avanciren der Stabsofficiere durch die ganze Waffengattung der Armee; alles dies trägt viel dazu bei, das ganze Heer wie aus einem Gusse geschaffen, erscheinen zu lassen. Mag auch sonst unter den Soldaten, ja selbst Officieren der Hader der verschiedenartigsten politischen Gesinnung sich zeigen, so wie es gegen das Ausland geht, verschwindet dies Alles, und „pour l'honneur et la gloire de la France" zu kämpfen, ist der gleiche Gedanke, der den General wie den Tambour, den Napoleonisten wie „rothen Republikaner", den Soldaten aus der Bretagne wie aus der Provence gemeinschaftlich beseelt. Dieser große Nationalstolz, den alle Franzosen besitzen dem Auslande gegenüber, kann uns mit Recht oft unbegründet, ja selbst lächerlich erscheinen, eine ungeheure Macht, die besonders dem Heere auch bei einem Kriege mit zu Gute kommt, liegt aber entschieden in demselben, und wohl wünschten wir, daß auch wir Deutschen uns eines weit größern Theiles davon zu erfreuen hätten, als wir leider noch immer besitzen.

Auch die schon früher von uns angeführte Bestimmung,

daß das Avancement zum Stabsofficier nicht mehr nach der Anciennetät im Regiment, sondern ohne dieselbe frei durch die Armee geht, hat in rein militairischer Hinsicht manches Gute geschaffen. So vielfach auch dieselbe mißbraucht ward, Intriguen über Intriguen deshalb stattfanden, und eine moralische Corruption daraus hervorgehend, nur gerechte Verstimmung im französischen Officierscorps erzeugte, so sind doch auch manche noch jugendkräftige, tüchtige und nur vom militairischen Ehrgeize getriebene Männer dadurch an die Spitzen der Bataillone, Regimenter, Brigaden, ja selbst Divisionen gekommen. Grade solche Officiere, die Jugendkraft genug haben, um noch ehrgeizig zu sein, bringen aber einem Heere im Felde oft den entschiedensten Vortheil.

Im Gegensatz zu diesen noch jungen Stabsofficieren, findet man aber im französischen Heere auch vielfach alte, bejahrte, oft sehr lang gediente Compagnie- oder Batterieführer. Es sind dies solche Männer, die, wie man so zu sagen pflegt, „von der Pike auf" gedient haben, lange Zeit Unterofficiere waren, und nun zu spät Officiere wurden, um sich noch zum Stabsofficier heraufdienen zu können, wozu ihnen auch oft die nöthige Bildung fehlt. Solche alte Soldaten, die den Compagniedienst durch und durch praktisch kennen, sind oft die trefflichsten Hauptleute, wenn sie auch sehr schlechte Stabsofficiere sein würden. Aber auch unter den Stabsofficieren bis zu den höchsten Generalen hinauf, findet man noch viele Männer, die aus den untersten Ständen

als gewöhnliche Recruten in's Heer getreten, sich allmählich Stufe von Stufe ihren Grad errangen; wenn man auch während der Restauration den Adel auf alle mögliche Weise im Officierscorps bevorzugte, und auch in den letzten acht bis zehn Jahren Louis Philipp's, ein gleiches System, besonders auch zu Gunsten der Geldaristokratie wieder allmählich einführte, so haben die Worte des Kaisers Napoleon „Jeder französische Soldat trägt den Marschallstab in seiner Patrontasche“ doch zu unauslöschlich im Heere sich eingeprägt, als daß man jemals wieder ganz davon abgehen könnte, die Officiersstellen in allen Waffengattungen theilweise mit älteren gedienten Unterofficieren zu besetzen. Der jetzige Kaiser, der überhaupt Alles hervorsucht, was die napoleonischen Erinnerungen im Heer wieder auf's Neue beleben kann, hat gerade diesem Avancement der Unterofficiere zu Officieren wieder eine vermehrte Ausdehnung gegeben, und wird dies sicherlich immer mehr und mehr noch thun. Die Anforderungen, die man an einen Unterofficier, der Officier werden will, stellt, sind ziemlich streng, und wird dabei namentlich sehr darauf gehalten, daß derselbe eine gewisse Bildung besitze und ein anständiges Benehmen zeige. Da es stets viele Unterofficiere giebt, denen diese Bildung abgeht, um Officier werden zu können, so findet man in den Unterofficiergraden der französischen Armee eine Menge Männer, die schon zehn bis zwölf, ja selbst oft funfzehn bis zwanzig Jahre ununterbrochen gedient haben. Solche alte Veteranen genießen in

und außer dem Dienst, sowohl von Seiten der Officiere, wie Soldaten, große Achtung, und haben einen wesentlichen Einfluß in ihrem Corps. Sonst findet man unter den Unterofficieren stets viele junge feurige Leute, von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die sich freiwillig haben engagiren lassen, um sich zum Officier heraufzudienen. Gerade in diesem wichtigen Theil der Armee ist der eifrigste Wunsch nach Krieg vorzugsweise herrschend, und was er nur irgend wie zur Erreichung desselben zu thun vermag, wird gewiß von ihm nicht versäumt werden.

Dies ist das Landheer Frankreichs, sowohl in seinen Wünschen und Ansichten während der letzten Zeit und augenblicklichen Gegenwart, wie auch in seiner militairischen Organisation. Daß letztere eine vollkommen kriegstüchtige ist, und die französische Armee einen Feind abgiebt, der unsere vollste Aufmerksamkeit verdient, glauben wir dargelegt zu haben.

Das Verhältniß der Flotte wollen wir nur in aller Kürze hier berühren, da wir dieselbe nicht so genau aus eigener Anschauung zu beurtheilen vermögen, auch ein näheres Eingehen auf die Seemacht Frankreichs uns von dem eigentlichen Zweck unserer Arbeit zu weit abführen würde.

Die Franzosen sind, wie bekannt, im Grunde kein Seefahrervolk, und so ist ihre Kriegsflotte auch mehr ein künstliches als grade natürliches Product. Seit mehreren Generationen sahen die Herrscher des Landes aber wohl ein, daß ein so großer Staat, wie Frankreich ist, auch eine tüchtige

Flotte besitzen müsse, wenn er nicht auf einer Seite ganz machtlos und ein Spott des kleinsten Feindes sein solle, und versäumten daher nicht, alle Kräfte aufzubieten, eine solche zu gründen. Schon Louis XIV. wandte nicht geringe Summen auf die Kriegsflotte, und verschaffte derselben Namen und Achtung. Der Kaiser Napoleon I., dieser Riesengeist, übersah auch die Wichtigkeit der Marine nicht, und obgleich seine hartnäckigsten Feinde, die Engländer, ihm wiederholt dieselbe zerstörten, bewilligte er doch immer wieder Millionen auf Millionen zum Bau neuer Schiffe. Die Restaurationsperiode ließ, wie überhaupt die ganze Wehrkraft Frankreichs, so auch die Flotte in Verfall kommen. Das Juli-Königthum, was den Gedanken eines europäischen Krieges nie verbannen konnte, schenkte derselben aber wieder die vollste Aufmerksamkeit. Wie sehr Louis Philipp's seetüchtiger Sohn, der Prinz von Joinville, für die Schaffung einer guten Kriegsflotte strebte, ist bekannt, und selbst die gewichtigsten und kritischsten Beurtheiler derselben, die Engländer, haben mehrfach erkannt, daß diese Bestrebungen mit dem günstigsten Erfolg belohnt worden sind. Namentlich die Anwendung der Dampfkraft, auch bei Kriegsschiffen, brachte der französischen Flotte großen Vortheil, denn das, woran sie bisher trotz aller Bemühungen stets den empfindlichsten Mangel litt, nämlich tüchtige Matrosen, ward dadurch weniger fühlbar gemacht. So hat denn augenblicklich die französische Marine sowohl in Zahl wie Tüchtigkeit ihrer Kriegsschiffe, eine Stufe erreicht, die ihr nach der englischen

hinter der sie natürlich weit zurückstehen muß, unbedingt den zweiten Rang in ganz Europa sichert. Besonders der russischen ist dieselbe in jeder Hinsicht weit überlegen, und selbst die russische, holländische und österreichische Flotte zusammengenommen, vermöchten sich nicht mit der französischen zu messen.

Daß übrigens diese Flotte Frankreich bei einem etwaigen Kriege mit Deutschland vielfachen Nutzen bringen dürfte, ist nicht zu läugnen. Mit Hilfe der vielen Dampfschiffe ist ein Corps von 15—20,000 Mann jetzt in wenigen Tagen von Havre nach unseren norddeutschen Seeküsten, die ziemlich schutzlos und unbefestigt jeder feindlichen Landung offen liegen, zu transportiren. Als wenn wir die Franzosen aber recht auf solche Landung noch hinweisen wollten, haben wir jetzt die einzige Festung, die wir unweit unserer deutschen Nordseeküste besitzen, Rendsburg, ihren alten Freunden und unseren Feinden, den Dänen, wieder überliefert, statt dieselbe, wie so überaus nothwendig gewesen wäre, zur deutschen Bundesfestung zu erklären und auf jegliche Weise zu verstärken. Ein kleines französisches Corps braucht nur bei Glückstadt zu landen, und ist dann in wenigen Stunden in Rendsburg. Der Besitz dieser Festung ist demselben aber von unendlicher Wichtigkeit, denn von dort aus können Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, ja selbst einige Theile von Brandenburg und Hannover auf leichte Weise beunruhigt werden. Stralsund, Spandau und Magdeburg sind die ersten Festungen, die sich

einem solchen Corps bei seinen Streifzügen in Norddeutschland entgegenstellen; denn die noch etwas befestigten Plätze Stade im Hannöverschen und Dömitz im mecklenburgischen Gebiete sind kaum zu rechnen. Ist nur eine französische Besatzung von 10—15,000 Mann in Rendsburg, so müssen wir bei einem Kriege wenigstens 20—25,000 Mann zum Schutz gegen dieselbe in Norddeutschland zurücklassen. Welchen Nutzen gerade diese Festung den vereinten Dänen und Franzosen gewährte, hat uns das Jahr 1813 nur zu deutlich gezeigt, und doch ist auch dies Beispiel wieder verloren gegangen, und die feindliche Danebrogsfahne flattert lustig wieder auf den Wällen von Rendsburg.

Außer den Matrosen und Seeartilleristen, deren Zahl bei einem Kriege aus den Küstenbewohnern ansehnlich verstärkt wird, hat die französische Flotte auch 3 Regimenter Marine-Infanterie; die Organisation und Bewaffnung derselben ist ganz so beschaffen, daß sie nöthigenfalls auch im Kriege zum Landdienst verwendet werden kann, wie auch z. B. Napoleon bei seinem Feldzuge in Deutschland 1813 ein Regiment „Mariniers" mit verwandte. Die Stärke der französischen Flotte auf dem Kriegsfuße beläuft sich auf 4000 Kanonen und ohne die Marine-Infanterie auf 30—32,000 Matrosen, Artilleristen und Seeofficiere.

Wir haben uns in dem bisherigen Theil unserer Arbeit bemüht sowohl die Ansichten und Wünsche, als auch die Kriegstüchtigkeit und Kriegsstärke der bewaffneten Macht

Frankreichs darzustellen, und wollen nun zum zweiten Theil derselben, nämlich zu den Verhältnissen, welche unsere deutschen Heerestheile ihr gegenüber einnehmen, übergehen. Wie wir schon vorhin anführten, dürfte Deutschland mit das erste Land sein, gegen welches sich die französische Heeresmacht, wenn Louis Napoleon nicht mehr im Stande ist, die Kriegs- und Eroberungslust derselben zu zügeln, wendet. Wohl geziemt es uns daher, hiergegen gut gerüstet zu sein, bevor es zu spät ist. Wenn auch augenblicklich die Absichten noch so friedlich sein mögen und die französischen Regimenter noch so viel Soldaten auf Urlaub senden, man darf sich wahrlich hierdurch nicht allzusehr einschläfern lassen. Bei einem so veränderlichen Volke, wie unsere überrheinischen Nachbarn ja sind, kann in kürzester Frist ein gänzlicher Umschlag stattfinden, und Louis Napoleon, freiwillig oder gezwungen, die kriegerischste Sprache führen, statt daß seine Lippen jetzt nur süße Worte des Friedens und der Ruhe zu sagen wissen. Die Organisation der französischen Armee ist aber, wie wir gezeigt, der Art, daß trotz aller jetzigen Beurlaubungen ihre Infanterie und Artillerie innerhalb 3—4 Wochen in vollkommen kriegsmäßiger Stärke auf dem Marsche sein kann. Wahrlich Grund genug für uns in Deutschland, stets die äußerste Wachsamkeit zu beobachten.

Gehen wir nun jetzt zu der Organisation unserer deutschen Heerestheile, die wir der französischen Armee entgegensetzen können, über, so wollen wir die Kriegsmacht Oester-

reichs und Preußens, so weit diese Staaten sich zu Deutschland zählen, dabei ganz außer Beachtung lassen. Beide Mächte haben so große Heere, daß sie mit Recht ihre eigene Organisation bei denselben anwenden können, und es unbillig wäre, von ihnen zu verlangen, diejenigen Einrichtungen, die sie als zweckmäßig erkannt haben, zu Gunsten der allgemeinen Gleichmäßigkeit wieder aufzugeben. Besonders bei Oesterreich, dessen Heer kaum zu einem Drittheil aus Deutschen, sonst aber aus allen möglichen Volksstämmen besteht, wird eine solche Gleichmäßigkeit mit unseren übrigen deutschen Heerestheilen nie eintreten können. Als etwas ganz von Deutschland Getrenntes müssen und wollen auch die k. k. Armeecorps betrachtet werden, die vielleicht, wenn es das Interesse des Kaiserstaates gerade so mit sich bringen sollte, mit uns als Bundesgenossen vereint gegen denselben Feind kämpfen können, sonst aber ihre eigene Macht bilden.

Was wir jetzt daher besonders beleuchten wollen, ist die Organisation derjenigen kleinen deutschen Contingente, welche früher die letzten Armeecorps des sogenannten „Bundesheeres“ bildeten. Auch Bayern, welches für sich das 7te Armeecorps bildet, besitzt schon so viele Truppen, daß es, wenigstens mit einem Schein des Rechtes, auf die selbstständige Organisation derselben Anspruch machen kann. Die bayerischen Brigaden und Divisionen kann man nöthigenfalls schon immer in geschlossenen Corps zusammenhalten, zumal wenn bei einem größeren europäischen Kriege dieselben sämmt-

lich mobil gemacht werden. Bei kleineren Kämpfen, wie z. B. 1849 in Jütland und Baden stattfanden', wo nur ein Theil der bayerischen Truppen ausrückte, wird es freilich schwer zu vermeiden sein, dieselben mit anderen in gleiche Brigaden oder Divisionen zu vereinigen. Ihre große Abweichung von den sonstigen deutschen Heerestheilen dürfte dann freilich wieder eben solche Hemmnisse einer tüchtigen Kriegsführung bewirken, wie dies 1849 der Fall war.

Was daher besonders für uns in Betracht kommt, sind die Contingente der deutschen Staaten, inclusive der drei kleinen Königreiche Württemberg, Sachsen und Hannover, die zusammen bisher das achte, neunte und zehnte Bundesarmeecorps und die Reserven bilden sollten. Es sind dies in ihrer Gesammtzahl wichtige Theile der deutschen Wehrkraft, die wohl einen Anspruch darauf machen können, daß man schon im allgemeinen Interesse ihrer Organisation die größte Aufmerksamkeit widmet. Kommt es zu einem Kriege mit Frankreich, so sind sie schon der natürlichen Lage mancher Staaten, von denen sie gestellt werden, wegen gewiß mit dazu berufen, in die vordersten Reihen zu treten, und den ersten Anstoß mit aushalten zu helfen. Von unendlicher Wichtigkeit, besonders in moralischer Hinsicht, ist es aber für alle unsere deutschen Verhältnisse, daß gerade die ersten Zusammenstöße mit den Franzosen nicht allzu unglücklich für uns ausfallen dürfen. Sollten wir in denselben zu sehr besiegt werden, es könnte dies so übele Folgen nach sich ziehen,

daß selbst später die größten Siege dieselben nicht ganz wieder zu verlöschen vermöchten. Wohl wissen wir, daß es bei uns in Deutschland eine nicht geringe Zahl von Schwächlingen giebt, welche bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich das Beste von der russischen Hilfe hoffen, die uns dann sicher zu Gebote stehen würde. Wir halten solche Gesinnungen für so ungemein erbärmlich, daß wir kaum ein Wort dagegen verlieren mögen. Greift Frankreich uns auf ungerechte Weise an, so müssen wir auch Kraft genug besitzen, solchen Angriff, so wie es sich gebührt, mit eigener Macht und ohne fremde Hilfe zurückzuweisen, oder wir sind nicht würdig ein großes Volk zu heißen, um wenigstens für die Zukunft einen ehrenvollen Platz in der Reihe der europäischen Hauptnationen einzunehmen. Hilfe von Rußland, sogleich erbeten, möchte auch sogleich einen Lohn dafür an dasselbe erfordern, und es wäre doch wohl besser für uns, wenn wir wenigstens versuchten, solchen noch zu ersparen. Mag es immerhin das Geschick so mit sich bringen, daß bei einem europäischen Weltkampfe die deutschen Heere später an der Seite des russischen gegen das französische kämpfen müssen; sogleich ohne Weiteres auf solche Hilfe zu rechnen, ziemt uns aber wahrlich nicht. Oder sollten die deutschen Fluren nur dazu geschaffen sein, daß des Ostens und Westens Völker auf ihnen ihre Kämpfe mit einander ausfechten, wir selbst aber nur eine müßige oder nur untergeordnete Rolle dabei spielen dürfen?! Es möchte bei einem späteren Frieden dann gar

leicht sehr übel mit uns verfahren werden, und die beiden versöhnten Gegner sich ihre Kriegskosten mit unseren Landestheilen bezahlt machen. Rußland bis zur Oder, Frankreich bis zum Rhein, Dänemark bis zur Elbe, nähme Oesterreich sich dann auch noch etwa einen Beutetheil, es bliebe von Deutschland ganz ungemein wenig mehr übrig!

Damit so etwas Klägliches aber sich nicht ereignet, müssen wir unsere deutschen Heerestheile in den Stand setzen, auch ohne fremde Hilfe den Kampf mit Frankreich nöthigenfalls allein ehrenvoll aufnehmen zu können. Wir vermögen dies aber, wenn wir nur wollen. Es bedarf nur einer größeren Einheit in der Organisation unserer kleinen Contingente, und das auf Preußen gestützte Deutschland vermag auch ohne große Hilfe von Oesterreich, was in Italien und Ungarn dann wohl so viel allein mit sich selbst zu thun haben dürfte, als daß sein militairischer Beistand allzu schwer in's Gewicht fallen könnte, einen ungerechten Angriff von Frankreich abzuwehren. Solch größere Einheit in den deutschen Armeecorps halten wir aber für unumgänglich nothwendig, wenn dieselben sich in einem Kampfe gegen das französische Heer so tüchtig zeigen sollen, wie es ihre militairische Ehre erfordert. Wenn jeder einzelne kleine Staat auch sonst noch so viele Verbesserungen bei seinem Contingente einführt, dessen Stärke auch noch so sehr, selbst bis auf 2 Procent seiner Bevölkerung, vermehrt, es wird dies Alles nicht den gewünschten Vortheil gewähren, sobald die

nöthige Uebereinstimmung zwischen allen denselben fehlt. Es dienen in den Contingenten, die das achte, neunte und zehnte deutsche Armeecorps bilden, gewiß eine große Menge der trefflichsten Officiere aller Grade, die es mit allen ihren Kameraden jeder europäischen Macht vollkommen aufnehmen können. Compagnien, Batterien, Schwadronen, Bataillone, ja selbst Regimenter und Brigaden sind in denselben, die so Tüchtiges leisten, wie man es nur wünschen kann, und kühn den Kampf mit jeder gleich starken französischen Truppe aufzunehmen vermögen, und doch halten wir diese drei Corps in ihrer Gesammtheit jetzt noch, französischen Armeecorps von derselben Stärke nicht gewachsen. Die große Einheit Letzterer, welche ein nicht geringes Uebergewicht im Kriege verleiht, geht ihnen ab, und alle anderen noch so tüchtigen Eigenschaften vermögen diese nicht zu ersetzen. Wer Gelegenheit hatte die vereinigten Truppen der kleinen deutschen Contingente 1848 und 1849 in Schleswig-Holstein, und gar das aus denselben recht bunt zusammengesetzte Corps des Generals v. Peucker 1849 in Baden näher zu beobachten, und dann die französische Armee genauer kennt, wird uns nur zu sehr beipflichten müssen. So enthielt das aus preußischen (1 Bataillon vom 38. Regiment), württembergischen, bayerischen (3. Jägerbataillon), hessen-darmstädtischen, kurhessischen, nassauischen, mecklenburg-schwerinschen, frankfurtischen und hohenzollerischen (jetzt eingegangen) Contingenten zusammengesetzte Peuckersche Corps gewiß sehr viele gute

Elemente, und doch — fragen wir jeden Officier desselben, die Hand auf's Herz, ob er glaubt, daß dasselbe in seiner buntscheckigen Zusammensetzung im Stande gewesen wäre, einem streng disciplinirten französischen Corps von gleicher Stärke mit Erfolg die Spitze zu bieten. Wir glauben kaum, eine solche Bejahung annehmen zu können, wenigstens waren die Urtheile gar vieler Officiere der verschiedensten Contingente, mit denen wir Gelegenheit hatten, damals darüber zu sprechen, stets entgegengesetzter Art. Und fast eben so war es 1849 mit den Corps des Generals v. Bauer und des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha in Schleswig-Holstein, die ebenfalls eine Musterkarte aller möglichen deutschen Heerestheile enthielten. Die Ungleichheit fast in Allem war stets bei diesen verschiedenartigen Contingenten zu groß, als daß selbst der beste Wille und die größte kameradschaftliche Aufopferung — wenn diese auch immer vorhanden gewesen wäre, solche hätte ausgleichen können. Ein unparteiischer Beobachter der Zustände in diesem Corps konnte Vieles, sehr Vieles dort lernen; ob dies aber immer etwas Erfreuliches für ein deutsches Herz war, ist freilich eine andere Frage.

Man wird vielleicht einwenden, daß gerade in den von uns angeführten Fällen die Zusammensetzung eine außerordentlich bunte war, man einen großen Fehler beging, solche vorzunehmen und in der Zukunft dies mehr wird vermieden werden. Besonders von Seiten der größeren unter diesen kleinen Contingenten, z. B. Sachsen, Hannover, Württem-

berg, Baden, die schon allein für sich einige Divisionen bilden können, wird gewiß dieser Einwand erhoben werden. Das Verlangen wird man stellen, wenigstens in geschlossenen Divisionen, oder doch in Brigaden zusammen zu bleiben, um so diese gar zu große Ungleichheit doch etwas zu vermindern. Es wäre gewiß recht gut, wenn solchen Wünschen stets entsprochen werden könnte, und es würden manche Nachtheile dadurch vermieden werden, allein wir glauben, daß dies selbst häufig beim besten Willen nicht geht. Ließe man auch beim Beginne eines Krieges geschlossene sächsische, würtembergische, hannöversche, badische Divisionen oder doch Brigaden zusammen, im Verlauf desselben können tausend, vorher ganz unberechenbare Fälle eintreten, welche diese Beisammenhaltung nicht mehr möglich machen und Alles wieder bunt durch einander werfen. Oder soll der Obergeneral der vereinigten Bundestruppen sich in seinen Plänen für den Feldzug auch noch durch die Sorge, stets möglich viel sächsische oder hannöversche, oder wie sie sonst heißen mögen, Truppen beisammen zu behalten, stören lassen? Er wäre doch dadurch in einem zu entschiedenen Nachtheil gegen seinen französischen Gegner, dem es bei der großen Einheit in allen seinen Truppen ziemlich gleich sein kann, ob er dies Regiment mit jenem, oder jene Batterie mit dem oder dem Corps, je wie gerade der Bedarf es erfordert, vereinigt. Schon daß man gewiß von Seiten der einzelnen Contingentsbefehlshaber an den Obergeneral das mehr oder weniger dringende Ver-

langen stellen wird, ja so viel Rücksicht als möglich darauf zu nehmen, daß die einzelnen Contingente nicht aus einander gerissen, sondern beisammen gehalten werden, wird demselben viele Schwierigkeiten bereiten. Und was die Befehlshaber der Contingente nicht thun oder aus militairischem Gehorsam nicht thun dürfen, das geschieht dann wo möglich in noch verstärktem Maße von den einzelnen Regierungen, denen sie angehören.

Wir glauben aber nicht allein, daß im Verlaufe eines ernsthaften Feldzuges gegen Frankreich die einzelnen Contingente der letzten drei Bundesarmeecorps mehr oder weniger aus einander gerissen werden, sondern sind der Ansicht, daß dies von vorn herein geschehen und der Krieg gleich anfänglich mit bunt zusammengesetzten Corps geführt werden wird. Der jetzige Kaiser ist, wie er am 2. December 1851 bewiesen, ein Mann der raschen That, und hat er aus irgend einem Grunde nur erst den Krieg mit dem Auslande beschlossen, so wird der Ausbruch desselben auch sehr plötzlich geschehen. Zwischen der Kriegserklärung und dem Donner der ersten feindlichen Kanonen wird eine nicht zu lange Frist verstreichen, dessen sei man überzeugt. Wie wir aber vorhin anführten, setzen sowohl seine ganze Heeresorganisation, wie auch die großen Eisenbahnen, die aus der Mitte des Landes nach den deutschen Grenzen führen, Frankreich in den Stand, in wenigen Tagen ziemlich beträchtliche Corps, besonders an Infanterie und Artillerie, zu uns herüber zu werfen. Solche

rasche, unvermuthete Expedition nach Deutschland hinein, wenn auch das übrige Heer dann noch nicht vollständig auf dem Kriegsfuß ist, wird man jedenfalls versuchen, denn wenn sie nur irgendwie glückt, erlangt man dadurch den großen Vortheil, daß der Krieg sogleich auf feindlichem Boden geführt wird. Auch der besonders für die französischen Soldaten so wichtige moralische Eindruck, gleich vom Beginn des Krieges an zu „avanciren", wird dadurch erreicht. Die große Einheit des französischen Heeres erleichtert aber die Bildung eines solchen vorgeschobenen Corps ganz ungemein. Man kann im Nothfall aus den einzelnen Compagnien und Bataillonen ganz neue Regimenter formiren, die Bespannung von zwei Batterien an eine abgeben, damit diese auf Kriegsstärke kommt, dann ist Alles aus einem Gusse gegossen, daß es doch zu einander passen wird.

Um solch vorgeworfenes feindliches Corps sogleich zu bekämpfen und seinen Weitermarsch zu hemmen, werden wir aber in Deutschland auch eiligst demselben an Truppen entgegenwerfen müssen, was wir an denselben nur disponibel haben. Die Eisenbahnen, besonders die Cöln-Minden-Hannover-Magdeburg-Berliner und Kassel-Frankfurt-Mannheimer Bahn erleichtern es nun ebenfalls sehr, in wenigen Tagen Infanterie und nöthigenfalls auch Artillerie aus Norddeutschland an den Rhein zu bringen. So werden wahrscheinlich auch sogleich disponible Theile der einzelnen kleinen norddeutschen Contingente, mit den süddeutschen vereinigt, gegen das fran-

zösische Heer verwandt werden müssen. Die buntartige Zusammensetzung unserer Corps ist, durch den Drang der Umstände geboten, dann eben so wieder wie in den Jahren 1848 und 1849 vorhanden. Die Möglichkeit, ja selbst Wahrscheinlichkeit eines so plötzlich erfolgenden Ausbruches des Krieges mit Frankreich wird aber Niemand läugnen können. Wir glauben, daß der jetzige Kaiser selbst in manchen Stunden jetzt schon an denselben denkt und die Vorbereitungen dazu nicht verabsäumen läßt. Zu diesen rechnen wir besonders, daß man, wie wir sicher wissen, in den letzten Monaten ansehnliche Pferdeeinkäufe für die französische schwere Reiterei in Norddeutschland machen ließ. Gerade solcher Pferde bedarf man aber vom Auslande; sie sind das Einzige bei der Kriegsrüstung, was man nicht sogleich im Augenblick in Frankreich selbst bekommen kann. Zwar wird augenblicklich bei den Infanterieregimentern sehr stark beurlaubt, und die meisten stehen jetzt auf dem niedrigsten Friedensfuß, wie wir aber vorhin erwähnten, sind diese Beurlaubten ungemein schnell wieder einzuziehen, und können die Regimenter nicht ihre früheren Soldaten wieder bekommen, so nehmen sie im Nothfall die ersten besten der Fahnenpflichtigen aus der unmittelbaren Nähe ihres Garnisonsortes. Jedes französische Infanterieregiment ist dem andern so durch und durch gleich, daß der Soldat kaum den mindesten Unterschied spüren wird, wenn er, der früher beim ersten gestanden, jetzt etwa bei dem 75sten eingezogen wird, weil dies ihm

jetzt am nächsten liegt und unumgänglich nothwendig in größter Eile Leute bedarf. In Beiden kann er leicht Söhne aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs finden, und den Capitain, den er im alten Regiment als seinen Compagniechef verlassen hat, findet er jetzt im neuen als seinen Bataillonscommandanten wieder. Es können daher gerade unter dieser anscheinend bedeutenden Verminderung des Heeres viel größere Kriegspläne des Kaisers absichtlich verborgen sein, wie es den Anschein hat, obgleich wir selbst freilich kaum glauben, daß dieselben für die nächste Zeit schon zum Ausbruch kommen werden.

Steht uns nun die Wahrscheinlichkeit entgegen, mit bunt zusammengesetzten deutschen Corps den ersten Kampf gegen Frankreich beginnen zu müssen, so wollen wir jetzt in aller Kürze die einzelnen Mängel anführen, welche diese Verschiedenartigkeit darbieten wird, und dann zu den Mitteln übergehen, durch welche solche bei nur einigem guten Willen der betreffenden Staaten, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch sehr vermindert werden könnten.

Ein sehr großes Hemmniß, welches also so bunt zusammengesetzte deutsche Armeecorps dem Oberbefehlshaber für ihre geeignete Verwendung darbieten, besteht in der verschiedenen Organisation, Bewaffnung, Uniformirung, Dienst- und Exercirvorschrift der einzelnen Contingente. Wenn auch in den letzten 4—6 Jahren eine etwas größere Gleichmäßigkeit hierin eingetreten ist, und besonders Preußen in allen seinen

militairischen Einrichtungen mit Recht immer mehr von vielen kleinen deutschen Contingenten nachgeahmt wird, so herrscht doch noch immer eine viel zu große Verschiedenheit in allen diesen Dingen in denselben vor. Man findet unter den Contingenten der genannten drei Bundesarmeecorps noch 5—6 ganz verschiedene Exercirreglements und Dienstvorschriften, nach preußischen, französischen, österreichischen, englischen (besonders bei den hannöverschen Truppen bestehen noch manche englische Einrichtungen), dänischen (jetzt wieder bei dem sogenannten holsteinischen Bundescontingent eingeführt) Mustern. Dazu ist das Caliber sowohl der Gewehre, als Geschütze bei den meisten Contingenten ganz von einander abweichend, und an ein gegenseitiges Aushelfen mit Munition, wie es im Felde oft so dringend nothwendig wird, ist daher häufig gar nicht zu denken. Es wird leicht bei einer ernsthaften Schlacht vorkommen können, daß ein Bataillon sich verschossen hat und deshalb zurückmarschiren muß, während das neben ihm stehende noch Munition im Ueberfluß besitzt, die aber für ersteres wegen des verschiedenen Calibers der Gewehre ganz unbrauchbar ist. Sind doch in den kleinen Gefechten von 1848 und 1849 schon aus dieser Verschiedenheit der Munition mehrfache Aergernisse vorgekommen, wie viel mehr wird dies der Fall sein in den großen Schlachten, die bei einem Kriege mit Frankreich uns bevorstehen? Die verschiedenartigen Dienstvorschriften erschweren aber besonders die sichere und ordentliche Handhabung des Vorpostendienstes, wie er den unter-

nehmungslustigen Franzosen gegenüber so dringend nothwendig ist, ganz ungemein. Man konnte 1848 und 1849, wo es bei den schwachen und eingeschüchterten gegenüberstehenden Feinden am Ende auch nicht so sehr erforderlich war, Beispiele genug sehen, auf welche unordentliche und leichtsinnige Weise der Vorpostendienst gehandhabt wurde, und wie gerade die bunt zusammengewürfelten Corps am meisten sich hierin auszeichneten. Dieser schlechte Vorpostendienst ging aber vielfach gerade aus den verschiedenen Dienstvorschriften der einzelnen Contingente mit hervor, und so sehr auch manche Bataillons-, ja selbst Brigade-Befehlshaber mit Erfolg strebten, eine größere Ordnung und Regelmäßigkeit bei den unter ihren speciellen Befehlen stehenden Truppen einzuführen, das Ganze ward dadurch doch nicht besser, ja oft sogar noch schlechter. Auch die verschiedenartige Uniformirung und Gradabzeichnung bei den einzelnen Contingenten giebt zu Verirrungen stets genug Anlaß. So haben z. B. die k. sächsischen Truppen eine ziemlich von allen übrigen deutschen Contingenten verschiedene Uniformirung, und noch 1849 ward ein württembergischer Adjutant im Sundewitt von den Dänen gefangen, da er ein dänisches Jäger-Bataillon für ein sächsisches Infanterie-Bataillon hielt, und so nahe an dasselbe herantritt; ein Irrthum, der leicht vorkommen konnte, da Beide in ihrer äußern Uniformirung sehr viel Aehnlichkeit mit einander haben. Bei den hessen-darmstädtischen, württembergischen und badischen Truppen sind höchst unzweckmäßiger

Weise noch die französischen Gradauszeichnungen mit Epaulettes und Contreepaulettes eingeführt, was gerade in einem Kriege mit Frankreich gar leicht zu sehr unangenehmen Irrthümern Anlaß geben könnte. Die bayrischen und Frankfurter Officiere tragen statt der Schärpen im Dienst Ringkrägen, die Braunschweiger, denen man jetzt wieder ganz schwarze Uniformen gegeben hat, die k. k. österreichischen Gradauszeichnungen mit Namen am Kragen, die nassauische Infanterie gleicht viel mehr der russischen, als irgend sonst deutschen Truppen, die württembergische Artillerie hat große Aehnlichkeit mit der französischen; kurz überall, wohin das Auge sich wendet, die größte Buntscheckigkeit. Ein gewandter, kühner Feind wird vielfach Gelegenheit finden können, gerade auf diese äußere Verschiedenartigkeit seine Handstreiche und nächtlichen Ueberfälle zu begründen, und es dürfte ihm mancher derartige Plan gelingen, der ohne dieselbe unmöglich wäre. Wenn auch am Ende die Officiere sich im Falle dieser Mannichfaltigkeit des Dienstes und der äußern Erscheinung, die z. B. bei einem so kleinen Corps, wie das Peucker'sche war, stattfand, hinein zu finden wissen, obgleich ein förmliches Studium dazu gehört; von dem Soldaten und Unterofficier ist dies ganz unmöglich zu verlangen.

Ein zweiter großer Uebelstand, der dem Oberbefehlshaber eines bunt zusammengesetzten deutschen Bundescorps erwächst, ist die Verschiedenartigkeit der Ansichten und Wünsche der Befehlshaber der einzelnen Contingente, und mehr noch der

heimathlichen Kriegsministerien oder Regierungen derselben. Es bedarf einer Energie von seiner Seite, wie man sie sehr selten findet, um diese Verschiedenartigkeit nur einigermaßen auszugleichen, und trotzdem werden in der Praxis täglich und immer täglich neue Uebelstände sich aus derselben wieder ergeben. Ein französischer General, der nur französische, ein preußischer, der nur preußische Bataillone befehligt, wird gegen die säumigen oder etwa auch wieder zu ehrgeizigen Führer derselben viel rücksichtsloser auftreten können, als der Befehlshaber eines Bundescorps, der unter seinen 30,000 Mann vielleicht hannöversche, hessische, nassauische, sächsische, reußische, badische, württembergische, oldenburgische u. s. w. Bataillone, Schwadronen und Compagnien zählt. Trotz aller militairischen Subordination werden seine Befehle doch oft nicht in der Weise ausgeführt werden, wie es nöthig ist, und er hat beim besten Willen nicht die Macht dazu, dies durchzusetzen. Geschehen muß und wird freilich, was er befiehlt, wie es aber geschieht, ist eine andere Frage. Wir nehmen z. B. den Fall, und zwar nicht aus der Theorie, sondern aus der Praxis der Jahre 1848 und 1849, der Fürst eines kleinen Landes besitze sehr viel militairischen Ehrgeiz und wolle gern, daß das Bataillon seines Contingentes, was er zum Buudescorps gesandt hat, sich auf jegliche Weise hervorthun solle, der Führer desselben, ebenfalls ein sehr unternehmungslustiger Mann, hat von seinem Fürsten nun specielle derartige Instructionen bekommen, und versucht natürlich auf

jegliche Weise diesen gemäß zu handeln. Er wird unablässig den Obergeneral bestürmen, gerade ihm und wieder ihm mit seinem Bataillon Gelegenheit zur Auszeichnung zu verschaffen, ja er wird, so viel es nur die Umstände gestatten, sich solche selbst herbeizuführen suchen, ohne dabei allzu großen Bedacht auf die allgemeinen Operationen und besonders auch auf die anderen mit ihm gemeinschaftlich fechtenden Contingente zu nehmen. Mögen auch jene mit Recht darüber erzürnt sein und ihn bei dem gemeinschaftlichen Obergeneral verklagen, und dieser ihm offen die strengste Mißbilligung über solchen zu großen Eifer aussprechen; sein eigener Fürst lobt ihn aber daheim dafür, er erhält Orden, bessere Pension, die Einwohner der guten Stadt X. X., in der er sein ganzes Leben in Garnison gestanden hat, und auch den Rest seiner Tage zuzubringen hofft, sind erfreut, von den tapferen Thaten gerade des X. X.-Bataillons vorzugsweise so viel in den Zeitungen zu lesen, und verehren dem Führer desselben einen prächtigen Ehrenbecher; kurz, daheim ist Jubel und Freude in Hülle und Fülle, während der Obergeneral mit Recht unzufrieden ist, und die nothwendige Einheit der Operationen gestört wird. Mit diesem Obergeneral hat aber der Contingents-Befehlshaber, sobald er von seinem Corps wieder abkommt, nicht das Mindeste mehr zu schaffen, kann weder Vortheil noch Nachtheil von ihm erlangen, ja sieht ihn vielleicht in seinem ganzen Leben nicht wieder, natürlich also, daß er größeren Werth darauf

legt, von seinen heimathlichen Behörden, als von diesem ihm sonst gleichgiltigen Manne gelobt zu werden. Aber auch umgekehrt kann es leicht eintreten, daß ein Kriegsministerium eines deutschen Contingentes den Krieg mit Verlust führt, die Verluste oder Kosten desselben scheut, und dem in's Feld gesandten Führer den ausdrücklichen speciellen Befehl ertheilt, die Leute und das Material ja so viel als möglich zu schonen, und sich, wenn es nur irgendwie anginge, recht passiv zu verhalten. Der Oberbefehlshaber des Bundescorps wird einem derartig aus der Heimath instruirten Contingents-Führer gegenüber einen ungemein schweren Stand haben, und alle seine Befehle können demselben dann schwerlich die nöthige Energie und eifrige Unternehmungslust, wie sie wünschenswerth sind, einflößen. Er wird stets Hemmnisse und Hemmnisse aufzufinden suchen, wenn er gerade mit seinen Truppen einen anstrengenden, beschwerlichen Dienst, bei dem besonders viel Material verdorben wird, verrichten soll, und diesen möglichst auf die Schultern der anderen Contingente zu wälzen suchen. Was geht es ihm an, wenn diese auch so und so viel mehr Mäntel entzweireißen, oder Pferde zu Schande reiten, braucht sein Kriegsministerium doch dies nicht zu bezahlen, und darf er hoffen, Belobungen, Orden, ja selbst Gehaltszulage von demselben dafür zu erhalten, daß er den speciellen geheimen Weisungen so pünktlich nachgekommen ist und den Krieg so sparsam geführt hat. Exempla sunt odiosa! Dazu kommt auch noch, daß man dem Ober-

befehlshaber oft von manchen kleinen Staaten alte, lebenssatte Contingents-Führer, die viel eher in das Invalidenhaus, als in das Feldlager gehörten, schicken wird. Solche unbrauchbare Stabsofficiere zu entfernen, wird ihm aber nicht leicht werden, und er wird erst oft deshalb in einen langen und weitläufigen Briefwechsel mit allen den verschiedenen Staaten, von denen die so unbrauchbaren Officiere geschickt sind, treten, und sehr häufig auch diesen ganz vergeblich führen müssen. Man wende uns nicht hiergegen ein, daß alle solche Uebelstände auch bei den verschiedenen Rheinbunds-Contingenten, die unter des Kaisers Napoleon Fahnen gefochten, vorgekommen sind, und dieselben sich doch in Spanien wie Rußland mit Ruhm bedeckt haben. Die rücksichtslose Energie dieses Mannes wußte aber alle solche Hemmnisse vollkommen wieder auszugleichen, und was er und seine Marschälle vermochten, dazu hat ein Bundesgeneral keine Macht. Ist doch z. B. in Spanien ein Fall vorgekommen, daß ein Stabsofficier eines kleinen Rheinbund-Contingentes, welcher der etwas lauen Ausführung einer ihm übertragenen Expedition wegen vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, sich mit den vorgezeigten schriftlichen Anweisungen seiner speciellen Landesherrschaft, „mit Mannschaft und Material recht sparsam umzugehen," entschuldigen wollte. Das französische Kriegsgericht nahm aber auf diese Papiere nicht die mindeste Rücksicht, der Kaiser Napoleon jedoch, der von denselben erfahren hatte, verurtheilte den Staat zur Strafe für derartige An-

weisungen, jetzt noch zwei neue Bataillone nach Spanien zu senden. Eben so rücksichtslos ist man mit zu alten oder unbrauchbaren Stabsofficieren damals umgegangen. Die französischen Marschälle haben dieselben einfach zurückgeschickt, und so lange französischen Officieren die Führung der Bataillone oder Regimenter übertragen, bis ihnen tüchtige und ihnen zusagende Männer dafür gesandt wurden. Sollte ein deutscher Bundesgeneral wohl eben so handeln dürfen, und sollten ihm nicht im Gegentheil überall und bei jeder Gelegenheit die Hände sehr gebunden sein?! Wir glauben, die Stellung eines solchen ist überhaupt eine eben so schwierige als undankbare, und die tausendfachen großen als kleinen Rücksichten, die er gegen alle die Staaten, von denen er Contingentstheile unter seinem Befehle hat, nehmen muß, rauben ihm einen so großen Theil seiner Zeit, daß für seinen eigentlichen Feldherrnberuf nicht mehr so viel davon übrig bleiben dürfte, wie vielleicht nothwendig wäre.

Ein anderer großer Uebelstand kann leicht einem so buntartig zusammengesetzten Bundescorps auch aus der Verschiedenartigkeit seines Generalstabes erwachsen. Alle unsere deutschen Staaten, die mehr als eine Brigade besitzen, haben auch einen eigenen, oft dazu sehr zahlreichen Generalstab, und werden darauf dringen, daß wenigstens ein Officier desselben, auch in den Generalstab des Oberbefehlshabers des Corps, dem der größte Theil ihres Contingentes zugetheilt ist, aufgenommen wird. Es kann sich so leicht der Fall

ereignen, daß Officiere von vier, sechs bis acht verschiedenen deutschen Contingenten in dem Generalstab des Obergenerals des Corps aufgenommen sind, und an den Geschäften desselben ihren Antheil nehmen. Wenn nun auch eine Menge so verschiedenartiger, meist sehr reicher Uniformen, die das Gefolge des Obergenerals bilden, ein glänzendes, dem Auge wohlgefälliges Schauspiel darbieten mögen, so sind doch sonst der Nachtheile, die daraus entstehen, nicht wenige. Mögen immerhin diese einzelnen, von den kleinen Contingenten gesandten Officiere sehr tüchtige Männer sein, obgleich es gewiß viel schwerer hält, in einer geringen Militairmacht einen guten Generalstabsofficier auszubilden, als in einer großen, so verhindert doch gerade ihre Verschiedenartigkeit, daß der so zusammengesetzte Generalstab von einem und demselben Geiste so durchdrungen ist, wie wir es für dringend nothwendig halten. Jeder dieser Officiere fast hat eine verschiedene Schule durchgemacht, andere Ansichten eingesogen, wird mehr oder weniger von besonderen militairischen Vorurtheilen beherrscht und aus so unter einander verschiedenen Elementen kann sehr schwer, ja fast unmöglich ein tüchtiges Ganzes zusammengesetzt werden. Wir haben bei dem schleswig-holsteinischen Heere 1850 leider nur zu traurige Erfahrungen machen müssen, welches Unheil ein nicht in sich einiger Generalstab den Truppen bringen kann. Die preußischen, bayrischen und hanöverschen Generalstabsofficiere, die den Generalstab des Generals v. Willisen bildeten, genossen alle

in ihren früheren Armeen den Ruf von großer Tüchtigkeit, es fehlte ihnen gewiß nicht an gutem Willen und Aufopferung für die heilige Sache, der sie sich gewidmet hatten, aber gerade ihre Verschiedenartigkeit, und die abgesonderten Schulen, die sie durchgemacht hatten, machte, daß der ganze Generalstab sehr mangelhaft war, und jede Uebereinstimmung in demselben fehlte. In ihrem tüchtigen, aus einer Schule hervorgegangenen, stets übereinstimmenden Generalstab besaß die dänische Armee ein großes Uebergewicht über die schleswig-holsteinische; dessen Bestand gerade verschaffte ihr wesentlich mit stets den Sieg, trotz der todesmuthigen Tapferkeit Letzterer bei den Gefechten von 1850, deren sechstes Bataillon z. B. nicht eher von dem Sturme auf Friedrichsstadt abließ, bis von seinen 19 Officieren und 1000 Soldaten, 16 Officiere und 280 Mann todt oder verwundet gefallen waren. Auch in den Jahren 1848 und 1849, wo so viel verschiedene deutsche Contingente dem kleinen dänischen Heer gegenüberstanden, hat sich der Vorzug eines einzigen, in derselben Schule erzogenen Generalstabs bei diesen oft sehr bemerkbar gemacht. Wie viel mehr wird dies aber bei dem französischen Heer der Fall sein, dessen großer, anerkannt tüchtig theoretisch, wie auch theilweise in Algerien praktisch durchgebildeter Generalstab, ganz aus derselben Schule hervorgangen und in allen seinen Gliedern durch und durch einig ist!

Einen ferneren bedeutenden Uebelstand bei der Bildung von zusammengesetzten Bundescorps, wie die Umstände

bei einem Kriege mit Frankreich, sie nothwendig machen werden, erblicken wir in der geringen Theilnahme, welche die Mannschaften mancher einzelner Contingente für einander leider hegen. Es wird das gemeinsame Interesse an den Erfolgen der Waffen fehlen, und der innige kameradschaftliche Geist, der unter allen Theilen eines Corps vorhanden sein muß, wenn dieses recht Tüchtiges leisten soll, oft vergeblich gesucht werden. Der Soldat des ersten französischen Regiments freut sich ungemein, wenn er hört, daß das 75ste etwa einen kühnen Streich gemacht hat, und wird dasselbe, wenn er kann, auf das Eifrigste unterstützen, denn Beide vereint kämpfen ja „pour la gloire et l'honneur de la France.“ Bei uns Deutschen wird leider dies nicht in gleichem Grade der Fall sein, der Württemberger nimmt nicht denselben Antheil an dem Waffenruhm des Hannoveraners, der Nassauer nicht an dem des Mecklenburgers. Wir wollen zu Ehren der Officierscorps aller verschiedenen Contingente gern annehmen, daß bei einem Kriege gegen Frankreich, wo es gilt, alle Kräfte anzuspannen, diese kleinlichen Eifersüchteleien, die wohl noch hier und da bestehen mögen, in ihnen aufhören, und alle sich als deutsche Officiere, die „für den Ruhm und die Ehre Deutschlands“ und dadurch wieder des Landestheiles, dem sie speciell angehören, kämpfen, fühlen werden; bei der Mannschaft wird dies aber leider nicht in dem Grade, wie es wünschenswerth, ja selbst dringend nothwendig ist, durchgängig der Fall sein; daß aber aus diesem Mangel eines

gemeinsamen Nationalgefühles oft noch große Uebelstände entstehen werden, konnte man 1849 bei dem Corps des Generals v. Peucker schon bemerken. Die nassauische Bedeckungsmannschaft, die bei Oos mecklenburgische Geschütze mit Bespannung von den Insurgenten fortnehmen ließ, ohne nur einen Versuch zu machen, solche wieder zu erobern, hätte diese sträfliche Gleichgiltigkeit wahrlich nicht bewiesen, wenn es nassauische Kanonen gewesen wären. So aber waren es nur mecklenburgische, und der Verlust derselben war den nassauischen Soldaten keine allzu schmerzliche Sache.

Gerade der Erweckung solches gemeinsamen Nationalgefühles wegen, dessen theilweisen Mangel wir vielleicht bald noch schmerzlich genug büßen müssen, beklagen wir es sehr, daß man von manchen Seiten in mehr hitzigen als vorsorglichem Eifer bemüht war, dasselbe, wo es sich in den letzten Jahren zu zeigen begann, möglichst wieder zu ersticken. Wir sind gewiß sehr weit davon entfernt, den sträflichen Mißbrauch, den man der revolutionairen Partei mit diesem Erwachen des deutschen Nationalgefühles und dessen sichtbaren Zeichen, den schwarz-roth-goldnen Fahnen, Farben und Cocarden getrieben hat, zu vertheidigen, und wissen leider nur zu gut, durch welchen schändlichen Gebrauch Letztere häufig entweiht worden sind. Diesem Mißbrauch aber hätte man gleich anfänglich mit der größten Entschiedenheit entgegentreten, und denselben unterdrücken müssen, ohne dabei aber das viele Gute, was unläugbar in der Annahme eines gemeinsamen äußeren deut-

schen Zeichens lag, durchweg gehässig zu verdächtigen oder verächtlich zu verspotten, wie es besonders von Seiten so vieler höheren und niederen Militairbehörden leider geschehen ist. Neben einer sächsischen oder württembergischen oder lippe-schaumburger Cocarde kann der Soldat wahrlich mit Ehren auch eine schwarz-roth-goldne tragen. Dadurch, daß er Letztere dem auswärtigen Feind gegenüber, gemeinschaftlich mit seinen übrigen deutschen Kameraden auf das Aeußerste vertheidigt, nützt er seinem Fürsten und eigenen Vaterlande viel mehr, als wenn er solche auf beschränkte oder knabenhafte Weise verspottet. Wenn unsere deutschen Contingente gemeinsam gegen Frankreich in das Feld ziehen, so wird man ihnen nothgedrungen doch auch wieder ein gemeinsames Feldzeichen geben müssen. Man wird dann wieder zu den alten schwar-roth-goldnen Farben greifen, es aber vielleicht bitter beklagen müssen, daß man dieselben so sehr bei den Truppen in Verruf zu bringen, sich vielfach in den letzten Jahren bestrebt hat. Nicht so plötzlich wieder die verdiente und nothwendige Achtung und Ehre vermögen solche in unseren, so verschiedenartigen deutschen Contingenten zu finden, und ein gemeinsames Zeichen, was dieselben zusammenhält, „zu dessen Ruhm und Ehre“ sie freudig mit vereinten Kräften streiten, wie es der Franzose für sein „Tricolor“ thut, fehlt uns dann leider gänzlich. Sogleich im ersten Augenblick, etwa durch einen Bundestagsbeschluß zwei Tage oder Stunden vor dem Ausmarsch eines Truppencorps verkündet, ist diese dringend noth-

wendige Hingebung für solch gemeinsames Nationalzeichen aber nicht zu erzwingen, es bedarf dazu längerer Zeit, innigeres Vertrautsein mit demselben. Nur confus und mißtrauisch gemacht, wird der Soldat, wenn man ihm heute plötzlich befiehlt, alle Aufopferung für ein äußeres Sinnbild zu beweisen und dasselbe mit seinem Leben gegen eine Niederlage durch die Feinde zu schützen, was man ihm bisher zu verspotten zu lehren versuchte. Man hätte von Seiten aller Militairbehörden der einzelnen deutschen Staaten dies erwachende deutsche Nationalbewußtsein im Jahre 1848 wahrlich besser benutzen sollen, als man es leider nur zu häufig gethan hat; von den vielen Mängeln, die an diesem erwachenden Gefühl klebten, konnte man es reinigen, das oft schmähliche Unwesen, was von Seiten der Umsturzpartei dabei getrieben wurde, beseitigen, und es dann in verbesserter Gestalt den Soldaten auf's Neue einprägen, statt es sogleich im ersten Keime wieder bei ihnen zu ersticken. Wir können uns des sorglichen Gedankens oft nicht erwehren, daß man mit dieser Schmähung der deutschen Farben bei vielen unserer Heerestheile den russischen oder französischen Agenten einen viel größeren Dienst geleistet hat, als grade den einzelnen deutschen Fürsten selbst. Mit ~~russischen~~ oder hessenhomburgischen Fahnen und specifisch gesinnten Soldaten wird man der gewaltigen Heeresmacht Frankreichs schwerlich zu widerstehen vermögen, sondern dazu deutscher Farben und deutscher Krieger bedürfen.

Dies sind, in aller Kürze angeführt, die nicht geringen

Uebelstände, die sich besonders in unseren achten, neunten und zehnten sogenannten „Bundesarmeecorps" und in der Reserve in einem Kriege mit Frankreich zeigen dürften. Wir wollen nun versuchen, die Mittel anzugeben, durch welche solche, unserer Ueberzeugung nach, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch sehr vermindert werden könnten. Diese Mittel können aber verschiedenartig sein, und so wollen wir dieselben nach einander anführen.

Das Beste und Sicherste wäre, wenn alle kleinen Contingente, die nicht mindestens eine Division betrügen, sich ihrer militairischen Selbstständigkeit völlig begeben, und eine Militairconvention mit einer größeren deutschen Heeresmacht abschließen würden. Einzelne deutsche Staaten, z. B. die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und die Herzogthümer Dessau und Braunschweig haben in den letzten Jahren eine solche Convention geschlossen und sind dadurch factisch aus den Bundescorps ausgetreten. Wenn wir nun auch der Ansicht sind, daß diese Militairconventionen noch in manchen Dingen hätten etwas weiter ausgedehnt werden können, namentlich was das durchgehende Avancement der Stabsofficiere, gleiche Uniformirung (Braunschweig z. B. hat seiner Infanterie eine ganz abweichende Uniform gegeben, die mecklenburg-schwerinschen Jäger haben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den preußischen) betrifft, so ist doch durch dieselben schon sehr viel Gutes gestiftet worden. Daß hier und da in den kleineren Contingenten sich einzelne Unbe-

quemlichkeiten aus diesen Conventionen mit Preußen ergeben, wollen wir gern glauben, denn mehr oder weniger wird dies im Anfang bei jeder Neuerung der Fall werden; im Ganzen aber wird man auch dort von dem großen Nutzen derselben durchdrungen sein. Die Contingente dieser Staaten sind jetzt mit als Theile des großen preußischen Heeres, des einzigen mächtigen, rein deutschen, anzusehen, in preußische Divisionen oder Armeecorps mit eingetheilt, und aller Vortheile, welche die preußischen Truppen, besonders durch ihre vortrefflichen Schulen für die Ausbildung höherer Officiere, genießen, mit theilhaftig. Kommt es zum Kriege mit Frankreich, so haben sie die Aussicht wenigstens, nicht ganz vom preußischen Heere getrennt zu werden, und brauchen so denselben in einem recht bunt zusammengesetzten deutschen Armeecorps nicht mit zu machen. Der mannichfache Nutzen, der dadurch erwächst, dürfte ihnen erst recht klar werden, sobald der erste Donner der französischen Kanonen ertönt ist. Dieser vielen Vortheile und weniger, oder vielmehr gar keiner Nachtheile wegen, wünschten wir dringend, daß alle kleinen deutschen Contingente, die nicht mindestens eine Division in das Feld rücken lassen können, also die Hansestädte, Oldenburg, Nassau, alle herzoglich sächsischen, reußischen, waldeckschen, lippeschen und schwarzburgischen Staaten gleiche, ja wo möglich noch mehr ausgedehnte Militairconventionen mit dem preußischen Staate abschließen möchten. Unsere deutsche Wehrkraft würde gewiß sehr dadurch vermehrt, in viel höherem Grade, als wenn

jeder dieser kleinen Staaten sein Contingent noch auf eigene Hand um einige hundert Mann verstärken sollte. Auch wenn die beiden Hessen und Baden sich zu einer derartigen Convention mit Preußen entschließen und ihr Heerwesen ganz preußischem Oberfehl unterordnen und preußischen Bestimmungen gemäß einrichten würden, dürfte der Vortheil davon entschieden auf ihrer Seite, wie auch auf der von ganz Deutschland sein. Eine vermeintliche Selbstständigkeit, die im Frieden zwar einige Unterhaltung zu gewähren vermag, im Kriege aber, wie wir auseinandersetzten, in jeder Hinsicht höchst schädlich sich beweisen wird, und daher auf jegliche Weise vermindert werden muß, würden sie aufgeben, dafür aber vielfache andere militairische Vortheile wieder gewinnen. Mag man nun das specifische Preußen*) lieben oder hassen, mit einigem klaren Urtheil wird man nie läugnen können, daß bei einem etwaigen Kriege Deutschlands mit Frankreich unsere größte Aussicht für günstigen Erfolg hauptsächlich auf dessen Wehrkraft beruhen muß. Mehr wie dies leider in manchen deutschen Staaten noch immer eingesehen wird, haben die Franzosen es schon erkannt. Wenn man mit französischen Officieren über deutsche Militairkräfte spricht und über die Möglichkeit, daß solche sich bald im blutigen Kampfe mit

*) Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir selbst kein geborener Preuße sind, niemals im preußischen Heere gedient, noch mit dem preußischen Staate irgendwie in den mindesten persönlichen Beziehungen gestanden haben.

denen Frankreichs werden messen müssen, so werden diese fast immer nur nach denen von Preußen sich erkundigen, und sie einer besonderen Beachtung werth halten.

Je mehr wir also die Macht des preußischen Heeees vermehren, indem wir alle kleineren deutschen Contingente demselben durch Militairconventionen einverleiben, desto kräftiger machen wir auch die Wehrkraft des gesammten Deutschlands dem Auslande gegenüber. Wenn alle kleinen deutschen Contingente der preußischen Armee einverleibt, die bayerischen, hannöverischen, württembergischen und königl. sächsischen Truppen aber ebenfalls möglichst übereinstimmend damit orga-sirt würden, wir ständen, Frankreich gegenüber, ganz anders gerüstet da, wie es jetzt leider noch der Fall sein wird. Eine Einheit in allen unseren kriegerischen Operationen würde dadurch erreicht, wie wir sie sonst noch zusehr werden entbehren müssen.

Leider wissen wir aber, daß, wie jetzt unsere politischen Verhältnisse in Deutschland sind, derartige Wünsche für Einverleibung aller kleinen Contingente in das preußische Heer ganz vergeblich verklingen müssen. Vielfache Eifersucht von verschiedenen Seiten würde nie dieselbe zugeben, und französische und russische kluge Berechnung wird es sicherlich nicht verabsäumen, solche Eifersüchtelei auf jegliche Weise noch mehr aufzuhetzen, damit unsere gesammte Wehrkraft stets möglichst gering bleibe. Ist doch schon vielfach der Gedanke ausgesprochen, die Militairconventionen, welche einige norddeutsche Staaten, wie schon erwähnt, mit Preußen abge-

schlossen haben, müßten wieder aufgehoben werden, und wird man von manchen Seiten gewiß nichts versäumen, was zu ihrer Auflockerung irgendwie führen kann. Es werden gar manche Hebel hierbei angewandt, und will der eine nicht helfen, versucht man, ob es mit dem anderen nicht besser glückt.

Ist nun, wie wir selbst überzeugt sind, an eine solche allgemeine Einverleibung sämmtlicher kleineren deutschen Contingente in das preußische Heer für die nächste Zukunft leider nicht zu denken, und müssen wir versuchen, einen Krieg mit Frankreich auch so zu führen, so sind doch auch andere Bestimmungen zu treffen, durch welche die Einheit, und somit die Kraft, unserer deutschen Heerestheile vermehrt werden könnte. Die Militair-Bundescommission in Frankfurt, als zur Zeit unsere oberste gemeinsame Militairbehörde in ganz Deutschland, muß dieselben verfügen, und diesen ihren Verfügungen auch den nöthigen Nachdruck zu verleihen wissen, daß sie nicht blos, wie so oft schon der Fall, auf dem Papier stehen, sondern auch in die Wirklichkeit eingeführt werden. Ohne im Mindesten nur ein vorschnelles, unbefugtes Urtheil uns hierbei anmaßen zu wollen, möchten wir uns erlauben, hier die Hauptzüge solcher allgemeinen Militairorganisation, wie solche von der Militair-Bundescommission ausgehen könnte, anzuführen. Vielleicht findet man hier und da Einiges darunter, was auch anderen Augen, wie den unsrigen, praktisch erscheinen dürfte.

Es müßte zuerst bestimmt werden, welche deutschen Con-

tingente alle dieser allgemeinen Militairorganisation zu unterwerfen wären. Zweckmäßig würde es wohl sein, daß sich solche auf alle erstreckte, die bisher das achte, neunte und zehnte Bundesarmeecorps und die sogenannte Reserve bildeten, natürlich mit Ausnahme derjenigen, welche erklärten, ihrer bisher abgeschlossenen Militairconvention mit Preußen getreu zu bleiben, oder solche in kürzester Frist noch eingehen zu wollen.*)

Das Erste, was nun bei diesen Contingenten zu bestimmen wäre, müßte eine allgemeine gleiche Bewaffnung hinsichtlich des Calibers der Gewehre wie Geschütze sein. Die Munition für dieselben müßte in einigen großen deutschen Arsenalen verfertigt werden, so daß sie überall vollkommen gleichmäßig würde. Jedes einzelne Contingent erhielte im Frieden ein gewisses Quantum von Munition zu seinen Uebungen unentgeldlich aus diesen Arsenalen, müßte den Mehrbedarf, den es zu haben wünschte, aber nach einer gewissen Taxe vergüten. Alle im Kriege verbrauchte Munition würde kostenfrei von diesen Arsenalen geliefert, wie denn auch besondere „Munitionscolonnen" von denselben errichtet

*) Von dem holsteinschen Bundescontingent, welches früher dem zehnten Armeecorps zugetheilt war, sehen wir jetzt ganz ab. Es kann nur Spott sein, dasselbe in seiner jetzigen Gestalt, wo es größtentheils von fanatisch gesinnten dänischen Officieren befehligt, mit dänischen Fahnen und dänischem Kriegsrecht versehen ist, noch als einen deutschen Heerestheil betrachten zu wollen.

würden. Alle Kosten, welche diese Einrichtungen erforderten, würden von sämmtlichen Staaten, die an den Vortheilen derselben Theil nehmen müßten, nach der Stärke der von ihnen gestellten Contingente berechnet, getragen. Die Officiere und Beamten derselben würden vom deutschen Bunde angestellt und beeidigt, doch hätte jeder einzelne Staat das Recht, eine gewisse Zahl, die im Verhältniß mit seiner sonstigen Militairmacht stände, geeigneter Officiere zu derselben vorzuschlagen. In solchen gemeinsamen Arsenalen müßten, wo möglich, auch alle Waffen verfertigt und an die Staaten, die solcher bedürftig wären, zu festgesetzten Preisen abgelassen werden. Die früher von uns angedeuteten Uebelstände, die aus der verschiedenen Bewaffnung so vieler getrennter, gemeinschaftlichem in ein und demselben Corpsdienenden Contingente entstehen, würden durch die Errichtung dieser Arsenale wesentlich mit vermindert.

Ausarbeitung eines gemeinsamen Exercir- und Dienstreglements für alle Waffengattungen dieser Contingente, und Bestimmung, daß dasselbe innerhalb einer gewissen Frist allgemein bei denselben eingeführt werden müßte. Durch häufige Inspectionen von Generalen, die von der Bundesbehörde ernannt würden, müßte darauf gesehen werden, daß diese Einübungen auch pünktlich geschehen und alle einzelnen Truppen so einexercirt wären, wie man es mit Recht erwarten dürfte. Mit solchen Inspectionen von Seiten verschiedener Generale machte man in den Jahren 1842 und 1846 schon

einen Anfang, und so Vieles derselben in mannichfacher Hinsicht auch noch zu wünschen übrig blieb, so ward doch schon mancher Uebelstand dadurch aufgedeckt und vielfacher Nutzen gestiftet. Wie viel größer würde derselbe aber nicht sein, wenn diese Musterungen auf recht energische Weise geschehen und sich auf die strenge Bewachung der Erfüllung aller vorgeschriebenen Pflichten erstrecken würden! Solch gemeinsames Dienst- und Exercirreglement erleichterte jden vereinten Gebrauch kleiner Abtheilungen der verschiedenen Contingente, wie er im Felde nur zu oft vorkommen kann, wie auch die Handhabung eines gut geordneten Vorpostendienstes aber ungemein.

Einführung einer möglichst gleichmäßigen Uniformirung. Wenn sich auch diese Gleichmäßigkeit nicht bis auf alle Einzelnheiten zu erstrecken braucht und man hierin dem Geschmack und der Laune der Einzelstaaten immer freien Spielraum lassen kann, so muß sie doch so weit gehen, wie es für den Dienst selbst sich nothwendig zeigt, d. h. nicht zu sehr von einander abweichende Farben, Formen der Kopfbedeckung, Tragung des Gepäcks und der Waffen, gleiche Gradauszeichnungen der verschiedenen Officiere und Unterofficiere, Dienstzeichen u. s. w. Durch diese Allgemeinheit werden Uebelstände, wie wir sie vorhin anführten, vermieden, und geregeltere Handhabungen des gemeinsamen Dienstes möglich gemacht.

Einführung allgemeiner Vorschriften über das Officiers-

examen, so daß die Anforderungen, die man daran macht, im Wesentlichen in allen Staaten gleich sind. Einige Unterschiede darin können immer bestehen bleiben, und man wird z. B. von einem württembergischen Officier billiger Weise fordern können, daß er specieller mit der württembergischen Geschichte und Landeskunde, und von einem hannöverschen wieder, mit der hannöverschen u. s. w. bekannt ist. Nur ein möglichst gleichmäßiger allgemeiner Bildungsgrad unter den verschiedenen Officieren, wie er so wünschenswerth, ja selbst dringend erforderlich ist, wenn sie gemeinsamen Dienst mit einander verrichten müssen, soll durch diese Prüfungen erzielt werden. Für die kleinen Contingente, die nicht mindestens eine Brigade, oder besser noch Division, in's Feld stellen, müssen eigene Militairschulen und auch Examinationsbehörden errichtet werden. Um manchen Officieren aber eine höhere militairische gleichmäßige Ausbildung zu verschaffen, halten wir die Errichtung einer allgemeinen deutschen Militair- oder Kriegsakademie für nothwendig. Es müßte vorgeschrieben sein, daß kein Officier in einem der erwähnten Contingente zum Generalstab zugelassen werden dürfte, der nicht diese Militairakademie, oder wie man sie nun sonst nennen will, eine gewisse Zeit besucht und bei seinem Abgange ein vorgeschriebenes, strenges Examen bei derselben gut bestanden hätte. Auf solche Weise allein wäre es erreichbar, daß die so dringend erforderliche Einheit in die Generalstabsofficiere der verschiedenen deutschen Contingente gebracht würde und ein Oberbefehlshaber

die Möglichkeit erhielte, sich im Kriege einen tüchtigen, aus einer und derselben Schule hervorgegangenen Generalstab aus denselben zusammensetzen zu können. Die Kosten dieser Militairakademie wären, wie überhaupt alle, die für derartige gemeinsame Zwecke verausgabt würden, ebenfalls von den einzelnen Staaten, die an derselben Theil nehmen, nach Verhältniß ihrer Contingentsstärke zu tragen.

Um diese Generalstabsofficiere aber auch praktisch mit den verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten aller deutschen Bundestruppen bekannt zu machen, wäre eine Uebereinkunft zu treffen, daß dieselben auch im Frieden oft mehrere Monate oder Jahre bei anderen Contingenten, als zu denen sie gehörten, den Dienst verrichteten. Württembergische Generalstabsofficiere z. B. könnten bei den hannöverschen Truppen sich aufhalten, sächsische bei den badischen u. s. w. Auf diese Weise würden dieselben tauglicher gemacht, im Felde den Dienst bei einem aus verschiedenen Contingenten bunt zusammengesetzten Armeecorps zu verrichten. Besonders müßte auch darauf gesehen werden, daß die von der Militairbundescommission zur Musterung der einzelnen Contingente ausgeschickten Generale stets einen Generalstab bei sich hätten, der aus Generalstabsofficieren verschiedener Staaten zusammengesetzt wäre. Dies trüge viel mit dazu bei, daß dieselben schon im Frieden sich persönlich unter einander kennen lernten und an einen gemeinsamen Geschäftsgang gewöhnten, was Alles im Kriege sich von großem Nutzen zeigen würde.

Auch die größeren Uebungen müßten besonders dazu benutzt werden, den aus verschiedenen Contingenten gebildeten Generalstab an gemeinsames Arbeiten zu gewöhnen.

Hinsichtlich der Uebungen der verschiedenen Bundescontingente müßten ebenfalls gemeinsame Vorschriften bestehen. Jedes Contingent müßte mindestens alle zwei Jahre in einer Brigade, alle drei bis vier Jahre in einer Division und wo möglich bisweilen in einem Armeecorps einige Wochen exerciren. Die kleinen Contingente, die keine Brigade bilden, müßten daher mindestens alle zwei Jahre, oder besser noch alle Jahre, zu zusammengesetzten Brigaden zusammengezogen und diese hin und wieder in Divisionen und Armeecorps vereinigt werden. Es brauchten solche Zusammenziehungen gerade keine Lustlager, bei denen viel übermäßiger Luxus getrieben wird, zu sein; je einfacher und mehr dem eigentlichen Zweck der Uebung für den Krieg entsprechend, es bei denselben zuginge, desto besser wäre es. Durch das, ganz Deutschland jetzt schon bedeckende Eisenbahnnetz werden solche Zusammenziehungen, besonders der Infanterie, jetzt sehr viel erleichtet, und was vor zehn Jahren noch große Schwierigkeiten und nicht geringe Kosten verursacht hätte, läßt sich in gegenwärtiger Zeit unschwer erreichen. Man kann z. B. bei einem Lager in Hessen oder Thüringen oldenburgische, sächsische, nassauische, badische und württembergische Bataillone vereinigen, ohne daß diese länger als zwei bis drei Tage von ihren heimathlichen Garnisonen dorthin zu fahren brauchten.

Um übrigens den großen Einfluß, den die Eisenbahnen immer mehr und mehr auf alle militairischen Operationen der Neuzeit ausüben werden, gehörig benutzen zu können, wäre es sehr gut, wenn auf gemeinsame deutsche Rechnung eine bedeutende Anzahl geräumiger Militairtransportwagen für Eisenbahnen gebaut und an geeigneten Orten aufbewahrt würden. Mit Ausnahme der badischen Staatsbahn, die eine breitere Spurweite hat, besitzen alle unsere deutschen Eisenbahnen gleiches Geleise, und so sind diese Wagen auf sämmtlichen Bahnen zu benutzen. Die kleinen Strecken zwischen den Bahnhöfen der Endstationen, wo diese noch nicht, wie z. B. in Berlin, durch Schienen mit einander verbunden sind, können solche Wagen sehr leicht transportirt werden, da man in den Soldaten, die in denselben gesessen, stets eine bedeutende Menge von Kräften dafür zu Gebote hat. Besonders auch für den Transport von Artillerie und Cavalerie wären solche eigens auf zweckmäßige Weise dazu erbaute Wagen sehr wünschenswerth, da unsere meisten Bahnen nicht Transportmittel genug besitzen, um größere Mengen von letzteren Waffengattungen schnell befördern zu können, wenn die Noth es gebietet.

Um übrigens die kleinsten deutschen Contingente, die theilweise kaum aus einem Bataillon bestehen und daher sonst nie aus dem geringen Territorium des Landes, dem sie angehören, herauskommen, etwas an Veränderungen zu gewöhnen, wäre es recht wünschenswerth, daß Einige derselben ab-

wechselnd mit zur Besatzung der Bundesfestungen befehligt würden. Es ist für die Ausbildung des militairischen Geistes besonders auch unter den Soldaten und Unterofficieren, der lebenslängliche Aufenthalt in einer und derselben kleinen Stadt nicht sehr förderlich, und unwillkürlich gerathen dieselben dadurch in zu spießbürgerliche Lebensgewohnheiten hinein, die sie dann im Felde ungemein schwer wieder ablegen können. Wir glauben, es müsse für die reußischen oder meiningischen Truppen nur angenehm sein, wenn sie, statt immer in Gera oder Meiningen, auch hin und wieder ein bis zwei Jahre in Mainz oder Rastadt oder Ulm garnisoniren könnten. Durch Hilfe der Eisenbahnen ist alles Derartige jetzt sehr leicht zu machen, und es wäre gewiß vortheilhaft für die Vermehrung unserer deutschen Wehrkraft und könnte durch anderweitige Ersparungen reichlich wieder auch in finanzieller Hinsicht eingebracht werden, wenn man die wichtigen Hilfsmittel, die in denselben für größere Einheit unserer Truppen geboten sind, mehr anwendete, wie es seit 1849 wieder geschehen ist.

Eine gewiß sehr nützliche Bestimmung, besonders für die Contingente, die noch keine Brigade bilden, wäre, daß die Ernennung der Stabsofficiere nicht lediglich und allein von ihnen abhinge. Der Landesherr als erster Gebieter der Truppen, müßte zwar das Ernennungsrecht derselben besitzen, der Bundes-Militair-Commission aber das Aufsichtsrecht dabei zustehen, daß gewisse allgemein vorgeschriebene Bedingungen der Tüchtigkeit derselben eingehalten würden. Dazu gehört

z. B. eine gewisse Altersstufe, denn ein Mann, der vielleicht erst im 60sten Jahre Stabsofficier wird, besitzt nur in äußerst seltenen Ausnahmsfällen, noch die geistige wie körperliche Kraft, seinen Posten auf geeignete Weise zu versehen. Auch Stabsofficiere, die sich als unbrauchbar zeigen, müßten auf Antrag der Bundes-Militair-Behörde, oder im Kriege des Armee-Corps-Commandanten, dem sie angehören, pensionirt oder zur Disposition gestellt werden, ja in dringenden Fällen des Krieges müßte der Obergeneral das Recht haben, einen unfähigen Stabsofficier ohne Weiteres vom Dienst zu dispensiren, ja nöthigenfalls eine kriegsgerichtliche Untersuchung über denselben anzuordnen. Die Bestätigung des Urtheiles könnte immerhin dem Landesherrn vorbehalten bleiben, wie diesem auch natürlich das Recht der Begnadigung bliebe. Solch allgemeine Controle über die Tüchtigkeit der Stabsofficiere, besonders in den kleinen Contingenten, halten wir aber für dringend nothwendig. Ein unfähiger Stabsofficier kann nicht allein dem Truppencontingent, dem er speciell angehört, schaden, sondern eben so sehr den anderen Truppentheilen, die mit ihm in derselben Brigade, ja selbst Armeecorps stehen. Es wird nie zu vermeiden sein, daß er häufig auch Soldaten aus anderen Contingenten mit unter seine speciellen Befehle bekommt, und mit Recht kann man daher allgemein verlangen, daß wenigstens einige Bürgschaft für seine Kriegstüchtigkeit gegeben wird. In einzelnen ganz kleinen deutschen Contingenten, so manche sehr tüchtige Officiere dieselben auch

sonst besitzen, war dies bisher aber nicht immer der Fall, und es befinden sich Stabsofficiere in denselben, denen man keine Truppen im Felde mehr anvertrauen kann. Es hält für die kleinen Contingente, in denen der Officier weiß, daß er bei den größten Fähigkeiten nicht höher, als bis zum Bataillonscommandanten vorrücken kann, also in den vier freien Reichsstädten, dem Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, den reußischen und schwarzburgischen Fürstenthümern, Sachsen-Meiningen, Waldeck den beiden Lippen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, den anhaltischen Herzogthümern der Landgrafschaft Hessen-Homburg sehr schwer, recht tüchtige Stabsofficiere sich heranzubilden. Sowohl die Gelegenheit zur höheren Ausbildung, wie auch der Sporn dazu, fehlt den Officieren derselben, der Natur der Sache nach, häufig. Man hat dies in den letzten Jahren in mehreren dieser Contingente auch recht gut selbst erkannt, und vielfach preußische (in Hamburg einen churhessischen) Officiere an die Spitze der Contingente gestellt, was nur sehr gelobt werden kann.

Was wir auch für dringend nothwendig halten, um den erforderlichen Geist der größeren Einheit unter den verschiedenen Contingenten zu beleben, wäre, daß schon jetzt im Frieden von der Militair-Bundescommission gemeinsame deutsche Feldzeichen, Fahnenbänder und Cocarden bestimmt würden. Alle Militairbeamte und Officiere, die für gemeinsame Zwecke angestellt wären, z. B. bei den vorhin erwähnten

Arsenalen, der Militair-Akademie u. s. w., den Bundesfestungen müßten dieselben für beständig tragen. Will man aus irgend welchen Gründen es den Truppen der einzelnen Contingente nicht befehlen, diese allgemeinen deutschen Cocarden neben ihren Landescocarden für beständig zu tragen, so gebe man wenigstens schon jetzt den Befehl, daß dieselben angelegt werden müssen, sobald zu einem gemeinsamen deutschen militairischen Zweck ausgerückt wird. Im Frieden wäre dies bei der Besatzung der Bundesfestungen und Frankfurts a. M., dann bei gemeinsamen Uebungen u. s. w. der Fall. Auf solche Weise gewöhnt man die einzelnen Contingente daran, diese äußeren Zeichen der Einheit, die sie wie ein inniges Band im Frieden, wie im Kriege verbinden müssen, zu achten, und nöthigenfalls im Felde auch mit Aufopferung zu vertheidigen. Will man erst im Augenblick, wenn die französischen Colonnen schon über den Rhein zu setzen beginnen, befehlen, daß auch ein äußeres Zeichen der Einheit unter den verschiedenen deutschen Heerestheilen getragen werde, so dürfte dies zu spät sein.

Dies sind in kurzen Umrissen die Maßregeln, welche wir für die Herstellung einer größeren militairischen Einheit unter unseren einzelnen deutschen Heerestheilen für ersprießlich halten. Wenn auch vielleicht nicht alle, so doch viele der vorhin von uns angeführten Mängel und Nachtheile, die ein bunt zusammengesetztes deutsches Armeecorps einem gleichmäßig ausgebildeten französischen Corps gegenüber haben

wird, dürften dadurch beseitigt werden. Daß aber diese Verbesserungen bei nur einigem guten Willen der Einzelstaaten gar nicht so schwer durchzuführen sind, wird man zugeben müssen. Mag auch eine allgemeine Einverleibung sämmtlicher deutscher Contingente, mit Ausnahme der größeren der Königreiche, in das preußische Heer leider zur Zeit noch in das Reich der frommen Wünsche gehören, die von uns angedeuteten anderweitigen Schritte zur Herstellung der Einheit sind doch gewiß auch im jetzigen Augenblick noch oder schon durchzuführen. Möchte man doch nicht zu lange säumen, wenigstens den ersten kräftigen Beginn damit zu machen, wir fürchten, es könnte sich diese Versäumniß sonst in baldiger Zukunft nur zu hart bestrafen.

Mit diesem innigen Wunsche, der hoffentlich nicht ganz ohne Erfüllung bleiben wird, schließen wir unsere Arbeit.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.